31

PASTOR BONUS

ZEITSCHRIFT FÜR KIRCHLICHE WISSENSCHAFT UND PRAXIS

HERAUSGEGEBEN VON DEN PROFESSOREN
DES BISCHÖFL. PRIESTERSEMINARS IN TRIER
IN VERBINDUNG MIT DEN PROFESSOREN DER
PRIESTERSEMINARE VON MAINZ U. LIMBURG

45. JAHRGANG 4. HEFT JULI 1934

VERLAG DER PAULINUS-DRUCKEREI TRIER

INHALT

Abhandlungen:

Sacerdos et victima — Leopold Giloteaux / P. Aloys Weber O.M.I., Borken i. W. 193
Der Katholik und „der Mythus des 20. Jahrhunderts" 200
Lehrgewalt der Kirche und Bücherverbot 229

Mitteilungen:

Religiöse Jugendführung und -bildung / Irenäus von Mainz 233
Heinrich Foelix, ein kurtrierischer Priester aus der Zeit der Aufklärung / Dechant Wagner, Ehrenbreitstein 240
Generalversammlung der Görres-Gesellschaft 253

Bücherbesprechungen:

Philosophie: Behn, Jansen, Geyser, Dimnet / Josef Lenz, Trier 254
Homiletik: Kieffer / Lommel, Luxemburg 256

Ludw. Perrot, Goldschmied **Trier**

Hauptmarkt 7, I. Etage — Ecke Grabenstrasse

Werkstätte für kirchl. Gefäße und Geräte

Anerkannt erstklassige Arbeit / Mässige Preise

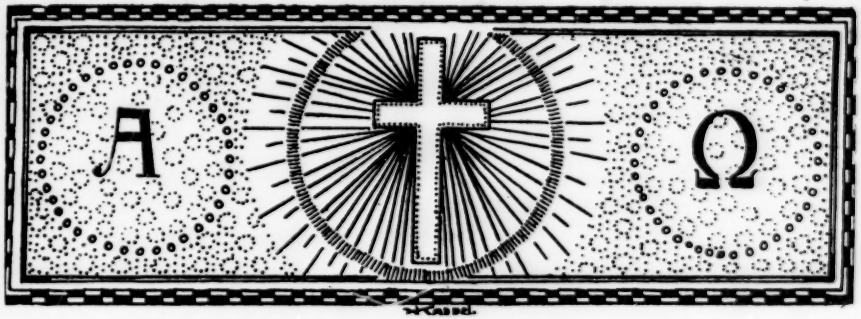
Alle Reparaturen und Aufarbeitungen reell, sorgfältig und prompt.

Wäsche-Stahl · Trier · jetzt Fleischstr. 13 Telefon Nr. 3888

Altar- und Kirchenwäsche
Glatte Leinen für Kirche und Haus
Kirchen- und Zimmerteppiche
Haus- und Kirchenläufer
Bettumrandungen und -Vorlagen
Matratzen, bes. Schlaraffiamatratzen

Herren- und Damenhemden
Unterwäsche für Sommer und Winter
Alle Tisch- und Bettwäsche
Fertige Kissen und Plumeaus
Federn, Steppdecken, Daunendecken
Gestrickte Westen, Socken u. Strümpfe

Verlangen Sie Muster oder Auswahlsendung



SACERDOS ET VICTIMA — LEOPOLD GILOTEAUX

Von P. Aloys Weber O. M. I., Borken i. W.

Auf dem Friedhof der kleinen nordfranzösischen Stadt Fourmies, Diözese Cambrai, befindet sich ein Priestergrab mit einem bemerkenswerten Gedenkstein. Man sieht darauf ein Kreuz mit Kelch und Hostie, die von einem Dornenkranz umgeben sind. Unten liest man die Worte: Fuit victima sacerdotii sacerdos suae victimae. — Sein Priesterleben war ein Opferleben, er seines Opferlebens Opferpriester. Es war der junge Weltpriester Leopold Giloteaux, dessen irdische Hülle man am 17. April 1928 hier der Erde übergab und von dem man bei seinem Tode sagte: „Er war ein Heiliger."

Leopold Giloteaux wurde 1911 zum Priester geweiht und wirkte zunächst als Kaplan acht Jahre in der Pfarrseelsorge. Dann wurde er Professor am Priesterseminar, mußte aber schon nach ein paar Jahren seine Lehrtätigkeit aus Gesundheitsrücksichten mit der leichteren Stelle eines Schloßgeistlichen vertauschen. Es waren ihm nur noch fünf Lebensjahre beschieden; an einem tückischen Lungenleiden, wozu er von seinen Knabenjahren her den Keim in sich trug, siechte er langsam dahin.

Das äußere Leben Leopold Giloteaux' floß demnach in bescheidenen Bahnen dahin und war nicht von weitreichender Bedeutung. Seine 42 Jahre waren nicht angefüllt mit großen, in die Augen fallenden Taten und Werken. Um so reicher war sein inneres Leben. Mit einem scharfen Verstand und einem starken, hochgemuten Willen begabt und zugleich von Gott in ungewöhnlichem Maße begnadet, erstieg er die Höhen der priesterlichen Vollkommenheit. Er trug in sich die Feuerseele eines Apostels und die Liebes- und Leidensglut eines Mystikers. Gott nahm ihn in die Kreuzesschule, um ihn zur letzten Vollendung zu führen.

Er ließ ihn eine Opferseele werden zu seiner Verherrlichung und zum Heile vieler.

Leopold Giloteaux hat ein geistliches Tagebuch hinterlassen, das sein Bruder, Seminarregens Paulin Giloteaux, systematisch ordnete, in die Darstellung seines äußern und innern Lebens verwob und der Öffentlichkeit übergab. Das Buch liegt nun auch in ansprechender deutscher Bearbeitung vor unter dem Titel „Eine priesterliche Opferseele[1]". So ist es uns vergönnt, tiefer in das Heiligtum dieser geläuterten, hochbegnadeten Priesterseele einzudringen.

*

Schon als Seminarist war Leopold Giloteaux vom ganzen Ernst des Ewigkeitsgedankens erfüllt. Er sah in der Ewigkeit die „einzig wahre Wirklichkeit". Von da her gewann er die klare Einstellung und die starken Impulse für sein Leben. Seine Losung lautete: „Pflichterfüllung und sterben!"

Ein Heiliger zu werden, das war ihm die klar erkannte Forderung Gottes. „Willst du Gott große Ehre erweisen in dieser Welt", so schreibt er, „willst du erfolgreich arbeiten zur Verteidigung des Glaubens, willst du die ungläubige Welt Gott näher bringen, willst du mehr tun zur Verherrlichung Gottes als alle Prediger, Gelehrten und Theologen, dann werde ein Heiliger! . . Die Welt wird aus nächster Nähe ihr Auge auf dich richten. Sieht die Welt aber, daß du losgeschält bist vom Irdischen in einem Jahrhundert des Geldes, demütig in einem Zeitalter des Hochmutes, keusch in einer Zeit der Sinnlichkeit, stark in einer Epoche des Verfalls: dann wird sie Gott die Ehre geben, der wunderbar ist in seinen Heiligen. Je gewaltiger heute der Kampf, je mächtiger der Feind, um so heiliger müssen die Diener Gottes und der Kirche sein."

Leopold hatte sich das Wort des hl. Ambrosius niedergeschrieben: „Die Tugend eines Priesters verträgt keine Mittelmäßigkeit." Von der Wahrheit dieses Satzes überzeugt, ging er in seinem innern Leben und Streben aufs Ganze und Höchste. Dabei schlug er keine außergewöhnlichen Wege ein. Er wollte vielmehr die Höhen der Vollkommenheit auf dem schmalen Pfad der zahllosen kleinen Leistungen und Übungen des Alltags ersteigen, die aus der Liebe, aus der Geduld und der Opfergesinnung erwachsen. „Die Vollkommenheit ist frohe, tätige Liebe zu Gott und wahre Liebe zum Nächsten aus übernatürlichen Beweggründen. Die Vollkommenheit ist das Bestreben, Gott Freude zu machen." So faßt

[1] Von P. Eugen Lense, Ord. Cist. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1934. (167 S., kl. 8°.) Kart. 2,50 Mk.; geb. 3,50 Mk.

er das Wesen der Vollkommenheit auf. Und wie nüchtern klingt seine Bemerkung: „Machen wir uns endlich frei von der falschen Meinung, die Heiligen seien von Natur aus andere Menschen wie wir, ohne Leidenschaften, ohne Neigung zum Bösen. Sie haben nichts anderes getan, als Gott gesucht im Glauben, in der Hoffnung und in der Liebe. . Ihr Leben war unser Leben, ihr Tagewerk unser Tagewerk, ihre Prüfungen unsere Prüfungen. Wir müssen mit ihnen den gleichen Weg gehen, um zu dem gleichen Ziele zu gelangen. ." Er vertrat und übte die gesunde, altherkömmliche Aszese, die auf dem Kampf gegen das Böse und auf den Grundtugenden der Demut, der Armut, der Keuschheit, des Gehorsams, der Gottes- und Nächstenliebe aufbaut.

Auf dem Wege der Losschälung vom Geschöpflichen will er zur vollkommenen Gottverbundenheit gelangen, worin er das höchste Glück auf Erden erblickt. So liebt und übt er die Armut wie ein Ordensmann. So findet er sich gern ab mit der ihm durch seine zunehmende Kränklichkeit auferlegten Untätigkeit und Zurückgezogenheit. So trachtet er sich mehr und mehr freizumachen von aller ungeordneten Eigenliebe durch Demut und Gehorsam. „Gott ist alles", sagt er sich, „wir sind nichts." Und weiter heißt es in seinem Tagebuch: „Es bedeutet einen guten Schritt vorwärts im innern Leben, wenn man sich bei gegebener Gelegenheit einmal ganz beiseitesetzt, d. h. verzichtet auf seine eigene Meinung, auf seinen eigenen Willen, auf seine Eigenliebe, mit einem Wort, sich selbst als ein Nichts behandelt." In rückhaltloser Verleugnung seiner selbst sucht er sich zur vollen Hingabe an Gottes heiligen Willen durchzuringen, indem er vor Augen hat, was der Heiland der hl. Margareta Alacoque empfahl: „Arbeite, als arbeitetest du nicht. Ich allein will in dir sein. Alle deine Kräfte und Sinne seien begraben in mir. Du mußt für alles Irdische taub, blind, unempfindlich sein. Wolle, als wolltest du nicht. Sei ohne eigenes Urteil, ohne Sehnsucht, ohne Anhänglichkeit, ohne andern Willen als den meinen, der dein ganzes Glück ausmacht."

Leopold weiß, wie sehr vor allem die vollkommene Keuschheit geeignet ist, den Priester zur Gottverbundenheit zu führen, indem sie ihn über die Sinnlichkeit emporhebt. Selten findet man so herrliche Worte über die jungfräuliche Keuschheit des Priesters wie in seinen Aufzeichnungen. So schreibt er z. B.: „Göttlicher Meister! Was ist es doch Schönes um die Reinheit! Gib mir die Gnade, die Größe dieser Tugend zu erkennen und sie mit dem Aufgebot meiner letzten Kraft zu üben. Der jungfräuliche Mensch erhebt sich über die Natur; er wird gleichsam eine neue Art von Mensch, woran man heute nicht mehr glauben möchte." Und an einer andern Stelle: „Wenn der Priester sich zu lebens-

länglicher Jungfräulichkeit verpflichtet, so geschieht es nicht aus verkrampfter Abneigung gegen die natürlichen Freuden. Sein Opfer ist nicht Selbstzweck. Wie der Gärtner die Bäume beschneidet, um ihre Triebkraft zu erhöhen, so muß auch der Priester rein bleiben, damit seine Seele erstarkt zu jedem Opfer. Der Priester bleibt jungfräulich, um von den Sorgen der Familie frei zu sein und so sich ungehindert mit Gott und den Seelen beschäftigen zu können. Der Priester bleibt jungfräulich als lebendiger Zeuge der im Katholizismus schlummernden Kräfte. Der Priester bleibt jungfräulich, um allen die standesmässige Keuschheit zu predigen. Der Priester bleibt jungfräulich, um weniger unwürdig zu sein, die Stufen zum Altare des dreimal heiligen Gottes hinaufzusteigen. O Keuschheit, erhabenes Erbe Christi, ich grüße dich aus tiefster Seele!"

*

Die Gottverbundenheit betätigt und steigert sich durch das Gebetsleben. Auf den Flügeln des Gebetes erhob sich Leopolds Seele zu den Höhen vollkommener Gottesliebe. Das Gebet war das Leben seiner Seele. Da lebte er mit Gott und in Gott. Er nannte es eine „wahrhaft geniale Einrichtung der Kirche, ihre Priester durch das Brevier zu regelmässigem Gebet anzuhalten". Das Brevier nähre unser geistliches Leben mit der Lebensfülle eines beinahe zweitausendjährigen Christentums, es sei mit seinen Gebeten und Lesungen wie ein Dom, an dem die Kirche Jahrtausende gebaut. In der täglichen Messe sah er das Entgelt für alle seine Opfer, die Kraftquelle seines Wirkens, so recht sein „Priesterwerk". Die heilige Kommunion war ihm wie ein Kuß der Liebe zwischen Gott und Seele. Seine Seele ergoß sich nach Messe und Kommunion in glühender Danksagung. Er blieb bis zu einer Stunde in stillem Gebet vor dem Tabernakel knien. Und im Laufe des Tages kehrte er öfters zu den Stufen des Altares zurück, um dort, wie er sagte, den Himmel zu suchen. Leopold führte ein Leben der Innerlichkeit. Er verstand sich auf den Wandel in der Gegenwart Gottes. Er hatte es gelernt, in der stillen Verborgenheit seines Herzens mit seinem Gott allein zu sein. „Gott ist überall, aber nirgends mehr als in meinem Herzen." Dieser Gedanke ließ ihn auch bei den Beschäftigungen des Tages und im Verkehr mit den Menschen mit Herz und Sinn Gott suchen und besitzen. Es kann nicht wundernehmen, daß diese innerliche Priesterseele eine Meisterin des betrachtenden Gebetes war, ja daß sie sich unter den Wirkungen der Gnade zur Beschauung erhob und zu mystischen Begegnungen mit ihrem Gott. Als ihm zum erstenmal diese Gnade zuteil wurde, schrieb er in heiligem Freudenrausch in sein Tagebuch: „O Viel-

geliebter, heute kenne ich dich, fühle ich das verzehrende Feuer deiner Liebe. Mein anbetungswürdigster Meister, ich liebe dich mit der ganzen Kraft und Hingabe meines Herzens, dich, der du mit Glutströmen der Liebe verdienst, geliebt zu werden. Das war meine Vermählung mit Jesus. Endlich stehe ich am Quell des mystischen Gnadenlebens, endlich bin ich ihm begegnet, meinem Vielgeliebten; endlich habe ich die Seligkeit gefunden."

*

Die Liebe bewährt sich im Opfer. Sie wird zu Reingold im Schmelztiegel der Leiden. Leopold war zum Kreuzträger ausersehen. Das war das große Opfer seines Lebens, daß es ihm durch beständige Kränklichkeit und ein frühes Ende verwehrt blieb, sich so zu betätigen, wie es seinen Neigungen und seiner glänzenden natürlichen Begabung entsprochen hätte. Er brannte als junger Priester vor Verlangen, in einem groß angelegten Apostolat am Heile der Seele zu wirken; er hätte sich so gern weiteren wissenschaftlichen Studien hingegeben und wäre so gern in der akademischen Laufbahn geblieben. Aber eines nach dem andern wurde ihm unmöglich. Schließlich sah er sich zu völliger Untätigkeit und stiller Einsamkeit verurteilt und einem langsamen Siechtum preisgegeben. So schwer es seiner Natur auch wurde, Leopold rang sich heldenmütig zu demütiger Entsagung und zu freudiger Ergebung in den göttlichen Willen durch. Gott schenkte ihm die sapientia crucis. Er erkannte immer besser den hohen Wert, ja die Notwendigkeit des Leidens für das übernatürliche Leben. „Das Leiden nimmt uns die Anhänglichkeit an die Nichtigkeiten dieser Welt und macht uns den Weg zu Gott frei. Es wäre ein Unglück für einen Priester, wenn er nicht zu leiden brauchte." Er kannte auch den Segen des Leidens für andere. Es wurde ihm immer klarer, daß im Reiche der Seelen durch das Apostolat des Leidens ebenso viel oder noch mehr Gutes gewirkt werden kann als durch das Apostolat des Wortes und der Tat. In diesem Opferleben und Leidensapostolat sah er schließlich seinen eigentlichen Beruf. „Dank dir, o Jesus, daß du mich zur Opferseele bestimmt hast. Auf meine Treue kannst du dich verlassen." Besonders seitdem die Krankheit sich verschlimmert hatte und die körperlichen Schmerzen mehr und mehr zunahmen, lebte Leopold bewußt in dem Gedanken und Willen, eine Opferseele, ein Schlachtopfer der Liebe zu sein. Er schrieb nachfolgenden Weiheakt nieder: „Mein gekreuzigter Jesus, in Vereinigung mit deiner vierfachen Opfergesinnung bringe ich mich dir dar, um für meine und der ganzen Welt Sünden zu büssen, um dir für alle der Kirche erwiesenen Wohltaten zu danken, um aus der Tiefe meines Her-

zens deine göttliche Majestät anzubeten und mich in voller Bereitwilligkeit deinem heiligen Willen zu unterwerfen, um endlich eine Fülle des Segens auf die Seelen herabzurufen. Für mich bitte ich um nichts als um eine heiße Liebe zu dir." Leopold rechnete sich zu jenen Seelen, die sich still damit bescheiden müssen, einfach den Absichten Gottes zu entsprechen und betend und leidend ihrem Apostelberufe zu leben. Seine Seelenhaltung kommt in den Worten zum Ausdruck: „Gleichgültig gegenüber allem, was die Gegenwart mir bietet! Bereit zu allem, was die Zukunft mir bringt! Mein Gott, ich schlage dir nichts ab, ich verlange aber auch nichts." Und dann heißt es weiter in seinem Tagebuch: „O mein Gott, von jetzt ab soll mein Leben ein beständiges Opfer für dich sein durch die Hingabe selbst meiner geringsten Handlungen, meines leisesten Herzschlages, meines letzten Gedankens." Die Gelegenheiten zum Sühnen und Opfern suchte er vor allem im Gewöhnlichen und Tagtäglichen. „Die Opferseele träumt nicht von Unmöglichem. Die tausend kleinen Opfer, täglich gebracht, sind es, die Gott vor allem liebt." Nach einer neuen Lungenblutung, ein Jahr vor seinem Tod schrieb er: „Die kleine Opferkerze verzehrt sich geduldig und still zufrieden auf dem Altare. Ich will nichts anderes sein als Priester und Opfer in Vereinigung mit Jesus, dem ewigen Priester und Opfer, und unter den mütterlichen Augen Unserer Lieben Frau vom heiligen Kreuze."

Anfang März 1928 war Leopolds letzte Körperkraft gebrochen. — Er empfing die Sterbesakramente. Die Opferkerze war dem Erlöschen nahe. Die letzten Wochen hatte der Dulder besonders viel zu leiden. Atemnot und Hustenanfälle quälten ihn bei Tag und Nacht. Einmal hörte man ihn unter solchen Anfällen sagen: „Ich habe keine Minute Ruhe. Doch ich bin glücklich. Jesus ist bei mir .. ganz nahe bei mir.. Ich bin glücklich, o Herr, daß ich mit dir vereint bin, ja mit dir ans Kreuz geheftet bin." Seinem geistlichen Bruder gestand er: „Nichts hält mich hier zurück. Nur weil ich leiden und durch mein Leiden den unsterblichen Seelen Gnaden verdienen kann, freue ich mich noch zu leben. Es tut mir leid, daß ich nicht schon früher die ganze Größe des Lebens als Opferseele erkannt habe. Wie schön ist es, Priester und Opfer zu sein!" Auf Anregung seines Bruders weihte sich Leopold noch einmal in aller Form Gott als Schlachtopfer. Der Weiheakt schloß mit den bemerkenswerten Worten: „Ich bitte dich, mich mitarbeiten zu lassen zur Verherrlichung deines Vaters und zum Heile der Seelen. Wie die hl. Theresia vom Kinde Jesu am Abende ihres Lebens dich anflehte, dein göttliches Auge auf viele Seelen zu richten und dir auf Erden eine Legion kleiner, dir wohlgefälliger Schlachtopfer erwählen

zu wollen, so bitte auch ich dich, du mögest einen Blick der Liebe auf die Priester richten und aus meinem Opfer eine ungezählte Schar priesterlicher Opferseelen erblühen lassen..." Am Abend des nämlichen Tages ließ er in sein Tagebuch schreiben: „O ewig denkwürdiger Tag! Welche Gnade! Wie sehr wünsche ich die gleiche Gnade allen meinen Mitbrüdern!.. Opferseele! Welch erhabener Beruf! Dank, tausend Dank, o Gott!" Am Osterdienstag hauchte Leopold seine in der Glut der Liebe und des Leidens geläuterte Seele aus. Seine letzten Worte waren: „Ich will hochherzig sein, um es zur Vollkommenheit im Opfergeist zu bringen." Leopold Giloteaux war eingegangen in die Glorie seines Herrn und Heilandes, nachdem er auf Erden mit ihm eins gewesen war als Priester und Opfer.

*

Das Leben Leopold Giloteaux' ist ein Priesterleben von seltener innerer Schönheit. Wer es liest und auf sich wirken läßt, dessen Seele wird tief erfaßt. Besonders uns Priestern sagt es außerordentlich viel. Es ist vorgelebte Priesteraszese. Es rührt an das Tiefste in unserm Beruf: an die Teilnahme am Opferleben Jesu Christi. Wir Priester sollen ja an erster Stelle zu den Opferseelen gehören, die der ewige Hohepriester an seiner Seite sehen will, damit sie nach dem Wort des heiligen Paulus „für den Leib, die Kirche, leisten, was vom Leiden Christi aussteht" (Kol. 1, 24). Möchten wir es doch gleich Leopold Giloteaux richtig erfassen, daß es „ein Unglück für einen Priester bedeutet, wenn er nicht zu leiden braucht" und „wie schön es ist, Priester und Opfer zu sein". Möchten wir aber auch wie er die Kraft finden, aus unserm Priesterleben tatsächlich ein gottgefälliges Opferleben zu machen! Welcher Segen würde auf unserm Wirken ruhen und wie fruchtbar wäre unser Leben, selbst wenn wir kein äußeres Apostolat ausüben könnten!

Wir dürfen hoffen, daß das Gebet des seligen Leopold Giloteaux in Erfüllung geht, daß aus seinem Opfer eine große Schar priesterlicher Opferseelen erblüht.

DER KATHOLIK UND „DER MYTHUS DES 20. JAHRHUNDERTS“

Die wachsende Bedeutung, die Rosenbergs Mythus von Tag zu Tag gewinnt, macht uns eine Auseinandersetzung mit diesem Buch zur Pflicht. Wir hoffen, Priestern und Laien damit einen Dienst zu erweisen. Zunächst

I. Ein paar Vorbemerkungen.

Kirchlich verboten.

Durch Entscheidung vom 7. Februar 1934 wurde „Alfred Rosenberg, der Mythus des 20. Jahrhunderts“ von dem hl. Offizium verurteilt und in das Verzeichnis der verbotenen Bücher aufgenommen. Dieser Entscheidung ist eigen, daß die Kongregation der Verurteilung eine ausführliche Begründung hinzugefügt hat. Es heißt darin, daß das Buch alle Glaubenslehren der kath. Kirche, ja sogar die Grundlagen der christlichen Religion verächtlich mache und vollständig verwerfe, daß es die Notwendigkeit einer neuen deutschen Religion oder Kirche vertrete und den Grundsatz ausspreche: „Heute erwacht ein n e u e r Glaube: der Mythus des Blutes, der Glaube, mit dem Blute auch das göttliche Wesen des Menschen überhaupt zu verteidigen. Der mit hellstem Wissen verkörperte Glaube, daß das nordische Blut jenes Mysterium darstellt, welches die alten Sakramente ersetzt und überwunden hat.“ (S. 114.)[1]

Die folgende Übersicht soll zeigen, daß die Kirche nur ihre heiligste Pflicht erfüllte, wenn sie ihren Gläubigen dieses Buch verboten hat. Die ganze Abhandlung will damit in keiner Weise zu politischen Fragen Stellung nehmen, die ja auch in sich davon ganz unabhängig sind. Rosenberg bekennt selbst, daß seine Gedanken und Schlußfolgerungen „durchaus persönliche Bekenntnisse, nicht Programmpunkte der politischen Bewegung sind“, der er angehöre. „Sie kann also auch für das hier Vorgetragene nicht verantwortlich gemacht werden.“ (Einleitung S. 2 f.). Im Vorwort zur 3. Auflage beklagt er es, daß man trotz dieser in der Einleitung ausdrücklich gemachten Bemerkung dieses weltanschauliche Bekenntnis, das ein persönliches sei, der machtpolitischen Bewegung zuschreibe. (S. 6.) Wir zitieren nach den Ausgaben von 1934.

Was will Rosenberg mit seinem Buche?

Gottes- und Christusglauben ersetzen durch die Religion des nordischen Blutes.

[1] Wir behandeln in einem besonderen Artikel dieser Nummer „Das kirchliche Bücherverbot“. (Vgl. Seite 229 ff.)

Mit den ungläubigen Philosophen des 18. und 19. Jahrhunderts leugnet er das Dasein Gottes. Mit den rationalistischen Theologen leugnet er die Gottheit Christi und das Daseinsrecht der christlichen Kirche. Er sucht mit Ludendorff und Bergmann dem Deutschen seine besondere Religion zu schaffen, den „arteigenen Glauben aus Blut und Rasse". Das nordische Blut und die nordische Rasse ist für ihn das Höchste, was dem Menschen verehrungswürdig erscheinen kann. Rosenberg verachtet alles, was nicht nordisch ist, alles was artfremd Jahwe verehrt oder vor Christus das Knie beugt. Er will „einem jungen Geschlechte" mit seinen Lehren „eine neue Richtung geben", um „Hochzucht und Aufartung zu ermöglichen". (S. 143.) Schlimmster Feind dieser Hochzucht und Aufartung ist die Menschenrasse, die in seinen Augen am tiefsten steht, die semitische. Daher gilt sein Kampf dem Judentum an erster Stelle.

„Abgeschafft werden muß danach ein für allemal das sogen. Alte Testament als Religionsbuch. Damit entfällt der mißlungene Versuch der letzten anderthalb Jahrtausende, uns geistig zu Juden zu machen, ein Versuch, dem wir u. a. auch unsere heutige materielle Judenherrschaft zu danken haben." (S. 603.) „An Stelle der alttestamentlichen Zuhälter- und Viehhändler-Geschichten werden die nordischen Sagen und Märchen treten, anfangs schlicht erzählt, später als Symbole begriffen." (S. 614.)

Das Christentum ist für Rosenberg nur eine Abart des Judentums, daher ist sein Haß gegen das Christentum — ob katholisches oder protestantisches — nur um ein unmerkliches geringer.

„Der Mythus des römischen Stellvertreters Gottes muß hierzu ebenso überwunden werden wie der Mythus des „heiligen Buchstabens" im Protestantismus. Im Mythus von Volksseele und Ehre liegt der neue bindende, gestaltende Mittelpunkt. Ihm zu dienen ist Pflicht unseres Geschlechtes. Die neue rettende Gemeinschaft begründen wird wohl erst ein späteres..." (S. 624.)

Der Verfasser des Mythus und sein vielseitiges Wissen.

Alfred Rosenberg ist in Reval geboren. Er machte seine Gymnasialstudien in Reval und die akademischen in Moskau. Hier machte er Examen als Dipl.-Ingenieur und Architekt. Der Weltkrieg sieht ihn zeitweise in Paris. Nach dem Kriege blieb er in Deutschland. Er verfügt über eine sehr gewandte Feder und wandte sich dem Schriftstellerberuf zu. Im Jahre 1921 wurde er Schriftleiter des „Völkischen Beobachters".

In Moskau, Paris, München und Berlin scheint er sich in allen Wissenszweigen umgesehen zu haben. Denn sein Buch verrät Kenntnisse auf allen Gebieten. Aber er steht sehr oft mit den Zunftgelehrten im Widerspruch. Er weist anerkannten Fachleuten „Irrtümer" nach und

zeigt ihnen, daß und wie sie umlernen müssen. Wir geben einige Proben, die zugleich die Vielseitigkeit und die Lehrart erkennen lassen.

Den Historikern schreibt er:

„Es beginnt heute eine jener Epochen, in denen die Welt-Geschichte neu geschrieben werden muß. Die alten Bilder menschlicher Vergangenheit sind verblaßt, die Umrißlinien der handelnden Persönlichkeiten erscheinen verzeichnet, ihre inneren Triebkräfte falsch gedeutet, ihr gesamtes Wesen meist ganz verkannt." (S. 21. Beginn des ersten Buches.)

In der Kunstgeschichte kennt er die Erzeugnise aller Jahrhunderte bis in erstaunliche Einzelheiten, ist außergewöhnlich museumskundig, urteilt über Kunstwerke und ihre Schöpfer mit einer Sicherheit, die in Staunen setzt. Das zweite Buch des Mythus handelt nur von Kunst.

In der Literaturgeschichte zeigt er eine fast unglaubliche Belesenheit. Da rühmt er den Knut Hamsun, der den „mystisch-naturhaften, willenhaften Zug großartiger gestaltet" als alle andern lebenden Künstler (S. 438), rühmt an Sigrid Undset die „Kraft der Charakterisierung" (S. 440). Er kennt die neuen und neuesten, aber ebenso auch die ältesten in ganz Europa und auch in der übrigen Welt.

* * *

In der Neutestamentlichen Exegese steht er auf einem Standpunkt, den die Fachmänner wohl als überholt bezeichnen müssen.

Man vergleiche die Seite 221 f. angeführte Stelle: „Das Markusevangelium . . .

In der Exegese des Alten Testamentes ist er Schüler der Evolutionisten:

„Die Israeliten und Juden waren ursprünglich in einem durchaus pluralistischen Religionsleben befangen gewesen; ... In der Gefangenschaft der Perser erst erfuhren die Juden von einem allweltlichen (kosmischen) Gott und seinem Gegenpol: vom Lichtgott Ahura Mazda und dem finstern Angromainyu, die dann später zum Jahwe .. und dem Satan als seinem Nebenbuhler wurden." (S. 127.)

In der Pädagogik nennt er uns Ziel und Ausgang:

„Voraussetzung jeglicher deutscher Erziehung ist die Anerkennung der Tatsache, daß nicht das Christentum uns Gesittung gebracht hat, sondern daß das Christentum seine dauernden Werte dem germanischen Charakter zu verdanken hat." (S. 636.)

In der Geschichte der Philosophie weiß er Bescheid:

„Logisch stark und von geschliffenster Dialektik bringt der häßliche Sokrates — auf der Seite vorher hieß er der ‚elefantenstarke' und der ‚Haarspalter' — die schönen, innerlich haltlos gewordenen griechischen Lehrer zur Verzweiflung." (S. 285.)

Die großen katholischen Theologen kennt und charakterisiert er:

„Man vergleiche dieses aristokratisch-herrliche Bekenntnis (des Meisters Eckehart) mit dem rührend ringenden und doch sklavischen Halbafrikaner Augustin: Preisen will dich Gott der Mensch . . ." (S. 237.)

Auf der Seite vorher sprach er von dem

„zerrissenen, unfreien, bastardisierten Augustinus." (S. 236.)

„Der ‚hl. Thomas' war offenbar aus der Art geschlagen und fahnenflüchtig. Er stellte seinen Geist Rom zur Verfügung, von dem dieses noch heute zehrt." (S. 255, Anm.)

Kulturgeschichte — Der Kirche verdankt Europa keine Kulturwerte:

„Die schmutzige Moraltheologie des heiligen Alphons von Liguori einerseits, die Ehrlosmachung durch den Jesuitismus anderseits, bedingte, daß seit der Erdrosselung der Religion des Meisters Eckehart alles wirklich Große europäischer Kultur aus gegenkirchlichem Geiste entsprungen ist." (S. 196.)

*

Leben der Heiligen. — Unsere katholischen Anschauungen werden richtiggestellt:

„St. Georg und St. Michael sind Umbenennungen altnordischer Wesensbilder, die durch diese ‚Taufe' in den Bereich der Verwaltung der römischen Kirche gerieten. Die ‚Teufelinne' Frau Venus verwandelt sich in die hl. Pelagia; aus Donar, dem Donnerer und Wolkengott, wird der den Himmel bewachende hl. Petrus; den Wotanscharakter des wilden Jägers erhält St. Oswald." (S. 163.)

Die Legende vom hl. Emmeran erhält bei Rosenberg die folgende Form:

„Die Kirche hat jeden erschlagenen Missionar zum Märtyrer gestempelt, zum Heiligen ernannt. Selbst als der römische Jude Emmeran die Tochter des Bayernherzogs vergewaltigte und deshalb von den Bayern erschlagen wurde, erklärte die unfehlbare Kirche dies schmähliche Ende als ein Sterben für den Glauben. Heute ist Emmeran ein Heiliger, der im frommen Regensburg angebetet wird." (S. 619.)

Daß die Unschuld des hl. Emmeran sich bald nach dem „schmählichen Ende" herausstellte, davon hat Rosenberg nichts erfahren.

*

Rosenberg kennt wohl die ganze Literatur- und Weltgeschichte, vor allem das Leben und die Werke Goethes. Das beweisen u. a. die Vergleiche, die er zu ziehen weiß.

„Wie Apollon und Dionysos, so stehen Kopernikus, Kant, Goethe dem Augustinus, Bonifaz VIII, Pius IX. gegenüber." (S. 121.)

„Am umfassendsten tritt die Seelenverwandtschaft mit Eckehart bei Goethe zutage." (S. 259.)

„Die Ruhe Goethes ist nicht die Ruhe Lao-tses, und die Tat Bismarcks ist nicht die Tätigkeit Rotschilds." (S. 266.)

„Uns erscheint selbst eine unheimliche Gestalt wie Hagen bedeutend größer als etwa Petrus der ‚Fels'." (S. 188.)

„Hier (d. h. in der Erkenntnis daß die Natur sich... nur durch innigste Naturbeobachtung meistern lasse) rückt denn der fromme Albrecht von Bollstedt (Albertus Magnus) dicht an Goethe heran; der Schwärmer Franciscus an den religiösen Skeptiker Leonardo." (S. 142.)

*

Rosenberg ist kein Vertreter der „voraussetzungslosen" Wissenschaft. Im Gegenteil, er verfällt in das andere Extrem. Er hat ein Ziel im Auge, das sich mit Voraussetzungslosigkeit nicht verträgt:

„Ist erst einmal ein neuer und doch wieder uralter Typus des Deutschen irgendwo erlebt und erschaffen worden, der seelen-, rassen- und geschichtsbewußt die alt-neuen Werte unbeirrbar verkündet und verkörpert, so wird sich um dieses Zentrum alles scharen, was auch nur dunkel sucht und noch im altheimatlichen Boden Europas wurzelt." (S. 119.)

Und dann sagt er mit aller Klarheit:

„Dies sei vorausgeschickt, um gleich anfangs zu bekennen, daß keine ‚voraussetzungslose Wissenschaft' vorgetäuscht werden soll, wie es wissenschaftliche Dunkelmänner gewöhnlich taten und tun, um ihren Anschauungen den Anstrich von allgemeingültigen Lehrsätzen zu geben. Es gibt keine voraussetzungslose Wissenschaft, sondern nur Wissenschaft mit Voraussetzungen... Die eine Gruppe der Voraussetzungen sind die Ideen, Theorien, Hypothesen, welche die zersplitterten suchenden Kräfte nach einer Richtung lenken und durch das Experiment auf ihren sachlichen Wahrheitsgehalt geprüft werden. Diese Ideen sind rassisch ebenso bedingt wie die willenhaften Werte. Denn eine bestimmte Seele und Rasse tritt dem Weltall mit einer auch besonders gearteten Fragestellung entgegen. Fragen, die ein nordisches Volk stellt, bilden für den Juden oder den Chinesen überhaupt kein Problem. Dinge, die dem Abendländer zum Problem werden, erscheinen anderen Rassen als gelöste Rätsel." (S. 119.)

Er läßt uns auch nicht im Unklaren über die Voraussetzungen, auf denen die verschiedenen Weltanschauungen fußen.

„Die Voraussetzung römischer ‚Wissenschaft' also ist das festgelegte willkürliche Zwangsglaubensgesetz der Kirche; die Voraussetzung jüdischer ‚Wissenschaft' ist die Fiktion, auf deutsch: der Betrug; die Voraussetzung germanischer Wissenschaft ist die Anerkennung einer in verschiedenen Fragen sich offenbarenden Gesetzmäßigkeit des Weltalls und der Menschenseele." (S. 124.)

Rosenbergs Kampfesart.

Den Kampf führt Rosenberg mit Zähigkeit, mit Selbst- und Siegesbewußtsein, mit Rücksichtslosigkeit und Schärfe. Er ist überzeugt, daß „die Ausführungen seines Werkes nach Form und Gehalt doch wohl über dem Tagesniveau liegen" (S. 6).

Für Andersdenkende hat er nur wenig Verständnis. „Die Idee der Ehre — der Nationalehre — wird für uns Anfang und Ende unseres ganzen Denkens und Handelns. Sie verträgt kein gleichwertiges Kraftzentrum, gleich welcher Art, neben sich, weder die christliche Liebe, noch die freimauerische Humanität, noch die römische Philosophie." (S. 514.)

Ein Einfühlen in die Denkweise anderer scheint ihm völlig unmöglich. Von christlichem Glaubensleben kann er sich anscheinend gar keine Vorstellung machen. Christliche Liebe bedeutet für ihn einen „empfindlichen Schlag gegen die Seele des nordischen Europas". Man vermißt

auch bei ihm ein gewisses für einen Schriftsteller notwendiges Takt- und Feingefühl. Peinlich berühren jeden Leser die „schmückenden" Beiwörter, mit denen er historische Persönlichkeiten bedenkt und von denen wir in den bisherigen Ausführungen schon einige kennen gelernt haben. Das gilt auch von mancherlei Redensarten und Ausdrucksweisen, die das ganze Werk doch sicher stellenweise „unter das Tagesniveau" herunterdrücken. Wir denken da an die Stellen, die der Rom- und Judenhaß diktierte.

Kritik an seinem Werke kann er nicht vertragen. Zurückweisung irriger Behauptungen und offenkundiger Beleidigungen scheinen ihn in seiner Meinung nur noch mehr zu bestärken. „Die wilde, hemmungslose Polemik namentlich römischer Kreise", schreibt er im Vorwort zur 3. Auflage, „hat mir gezeigt, wie tief berechtigt die dem römisch-syrischen Prinzip im vorliegenden Werke zuteil gewordene Beurteilung ist." (S. 5.) Bei seinem Kampfe darf nur er schlagen. Den Gegenschlag verbittet er sich. „Die Tatsache, daß man einem im politischen Leben stehenden Menschen das Recht auf Vertretung einer religiösen Überzeugung, die der römischen zuwiderläuft, bestreiten will, zeigt bis zu welchem Grade die geistige Knebelung bereits gediehen ist." (S. 7.)

Er kämpft mit dem zähen Willen eines Mannes, der nicht rasten und ruhen will, bis er alle erreichbaren Leser für seinen Standpunkt gewonnen hat, eines Ungläubigen, der jeden Gottesglauben mit Haß verfolgen zu müssen glaubt. In der Wahl der Mittel hemmen ihn keinerlei religiöse Bindungen oder Gewissensbedenken. Uns wirft er Zwangsglaubenssätze vor, verlangt aber von seiner Hörerschaft unbedingtes jurare in verba magistri.

II. Grundlegende Fragen.

In den grundlegenden Fragen des Christentums weicht der Mythus weit von der katholischen Lehre ab. Darum erscheinen hier vor allem Klarstellungen angebracht.

Was ist Religion?

Die Religion schließt, wie der hl. Thomas sagt, eine B e z i e h u n g z u G o t t in sich (2. q. 81 a. 1), weil Gott unser U r s p r u n g und unser Z i e l ist. Danach vollzieht sich die Religion durch Erkenntnis und Verehrung Gottes. Das ist das Wesen der Religion.

Was uns das Licht der Vernunft sagt, bestätigt uns die Religionsgeschichte. Wir finden kein religionsloses Volk, wenn es auch oft verzerrte und entstellte Religionsformen sind, aber überall besagen sie eine Unter-

ordnung unter ein persönliches, von der Welt verschiedenes Wesen, das man anerkennen und verehren muß.

Nur die Religion in diesem Sinne gewährt ein oberstes, unwandelbares Prinzip der sittlichen Ordnung. — Nur dann ist eine genügende, wirksame, vollkommene Sanktion des Sittengesetzes gegeben. — Die Religion so gefaßt, gibt dem Menschen in Leiden und Schmerz Kraft und Stärke und bewahrt ihn vor stumpfer Resignation und Lebensüberdruß.

Diese Vernunfterkenntnis, durch die Hl. Schrift und das Lehramt der Kirche feierlich festgelegt, setzt deshalb voraus oder schließt in sich das Dasein eines persönlichen, von der Welt verschiedenen Gottes. Diese grundlegende Wahrheit wird von Rosenberg als dem nordischen Menschen widersprechend abgelehnt. Nach ihm ist Religion wesenhaft, ‚willenhaft', hat darum nichts mit Verstand und Vernunft zu tun, Wissenschaft darf sich nicht um Religion kümmern, ebensowenig als Religion sich auf das Gebiet der Wissenschaft begeben darf. „Nie vermag wahre Wissenschaft echte Religion zu entthronen, weil diese nur Zeichen ist für organische willenhafte Werte." (S. 600.)

„Die jüdisch-römische Lehre verkündet mit ihrer Behauptung der Erschaffung der Welt aus dem Nichts durch einen Gott eine Kausalverbindung zwischen „Schöpfer" und „Geschöpf", sie überträgt also eine nur für diese Welt gültige Anschauungsform auf metaphysisches Gebiet und behauptet diese Voraussetzung ihrer, den Schöpfer „stellvertretenden" Stellung bis auf heute mit zähester Energie im Bewußtsein, an dieser Stelle den Kampf um ihr Dasein zu führen. Gegen diesen monströsen Grundlehrsatz hat der germanische Geist von jeher in schärfster Kampfstellung gestanden. Schon der älteste nordische Schöpfungsmythus der Welt, der indische, kennt das Nichts nicht. Er weiß nur von einem Gewoge, einem Chaos zu berichten. Er denkt sich den Kosmos als aus einem von innen wirkenden, gegen das Chaos ringenden Ordnungsprinzip entstanden, denkt keinen Augenblick an den Ordner von außen (nicht an den Schöpfer aus dem Nichts!), schließt aber mit höchster philosophischer Besonnenheit nach der Frage, woher die Schöpfung entsprungen: ... Eine Schaffung dieser Materie und gar aus dem Nichts wäre jedem indischen Arier als blasphemischer Materialismus erschienen ... nie entsteht aus dem Nichts eine Welt, wie syrisch-afrikanische Wüstensöhne es lehrten und Rom mit seinem Dämon Jahwe es übernommen hat." (S. 249/50.)

Religion und Rasse.

Wenn Religion Beziehung zu Gott besagt, ist es schon klar, daß die Religion nicht an eine bestimmte Rasse gebunden sein kann; denn alle Menschen stehen in der gleichen Beziehung zu Gott. Es liegt auch im Wesen der Religion, daß nur e i n e die wahre sein kann. Darum kann die Religion nicht artfremd sein, denn alle Menschen haben Gott als Ursprung und Ziel.

Das ist noch klarer durch die übernatürliche Offenbarung. „Gott will, daß alle Menschen das Ziel erlangen und zur Erkenntnis der Wahrheit

gelangen." (1 Tim 2, 4.) Christus gab den klaren Befehl: „Gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie ... und lehrt sie alles halten, was ich euch befohlen habe." (Mt 28, 19, 20.) Darum eine „Deutsche Kirche" fordern mit einer „arteigenen Lehre und Sittlichkeit" und nur altgermanisches, völkisches Brauchtum an Stelle der hl. Liturgie, heißt klar gegen die Lehre der Kirche und den Willen Christi verstoßen, der mit seinem Blute alle Menschen erlöst hat, heißt das Wesen des Christentums leugnen. Sicher, die Kirche hat nie den Wert der bodenständigen und artgemäßen Sitten und Gebräuche bestritten, hat sie aber gereinigt von Aberglauben, veredelt und in den Dienst der Wahrheit gestellt. Eine Kirche von Blut und Rasse fordern, ist gleichbedeutend mit Vergötterung des Staates, — heißt jedes Recht der Einzelpersönlichkeit und der Familie bestreiten. —

Nach Rosenberg soll aber alles, auch Religion, auf Rasse und Blut aufgebaut werden.

„Geschichte und Zukunftsaufgabe bedeuten nicht mehr Kampf von Klasse gegen Klasse, nicht mehr Ringen zwischen Kirchendogma und Dogma, sondern die Auseinandersetzung zwischen Blut und Blut, Rasse und Rasse, Volk und Volk. Und das bedeutet: Ringen von Seelenwert gegen Seelenwert." (S. 1 f.)

„Aber die Werte der Rassenseele, die als treibende Mächte hinter dem neuen Weltbild stehen, sind noch nicht lebendiges Bewußtsein geworden. Seele aber bedeutet Rasse von innen gesehen. Und umgekehrt ist Rasse die Außenseite einer Seele. Die Rassenseele zum Leben erwecken, heißt ihren Höchstwert erkennen und unter seiner Herrschaft den andern Werten ihre organische Stellung zuweisen: in Staat, Kunst und Religion. Das ist die Aufgabe unseres Jahrhunderts: aus einem Lebens-Mythus einen neuen Menschentypus schaffen." (S. 2.)

„Heute erwacht aber ein neuer Glaube: der Mythus des Blutes, der Glaube, mit dem Blute auch das göttliche Wesen des Menschen überhaupt zu verteidigen. Der mit hellstem Wissen verkörperte Glaube, daß das nordische Blut jenes Mysterium darstellt, welches die alten Sakramente ersetzt und überwunden hat." (S. 114.)

Dieser Glaube wird die „Grundlage einer neuen Weltanschauung, eines neuen Staatsgedankens, der Mythus eines neuen Lebensgefühls, das allein uns die Kraft geben wird zur Niederwerfung der heutigen Herrschaft des Untermenschen und zur Erschaffung einer alle Lebensgebiete durchdringenden arteigenen Gesittung." (S. 115.)

„Alle Kulturkreise sind ... blutvolle Schöpfungen ... auf einen Höchstwert bezogen, und alle besitzen, selbst bei späterer Umfälschung, einen lebenspendenden Wahrheitsgehalt. Jede Rasse hat ihre Seele, jede Seele ihre Rasse, ihre eigene innere und äußere Architektonik, ihre charakteristische Erscheinungsform und Gebärde des Lebensstils, ein nur ihr eigenes Verhältnis zwischen den Kräften des Willens und der Vernunft. Jede Rasse züchtet letzten Endes nur ein höchstes Ideal. Wird dieses durch andere Zuchtsysteme, durch überwiegendes Einsickern fremden Blutes und fremder Ideen verwandelt oder gar entthront, so ist die Folge dieser innern Umwandlung äußerlich durch ein Chaos, Epochen der Katastrophen gekennzeichnet." (S. 116.)

Drei Mächte rangen und ringen um die Seele eines jeden Europäers: das sind das auf Freiheit der Seele und der Idee der Ehre ruhende nor-

dische Abendland, das vollendete römische Dogma der demutsvollen, unterwürfigen Liebe im Dienste einer einheitlich regierten Priesterschaft und der schrankenlose materialistische Individualismus. In diesem Kampf erwacht jetzt die nordische Rassenseele zu neuem höhern Bewußtsein. „Sie begreift, daß sich rassisch und seelisch Verwandtes eingliedern läßt, daß aber Fremdes unbeirrbar ausgesondert, wenn nötig niedergekämpft werden muß. Nicht weil es ‚falsch' oder ‚schlecht' an s i c h, sondern weil es a r t f r e m d ist und den innern Aufbau unsers Wesens zerstört." Wir müssen „uns entweder zu dem Höchstwert und den tragenden Ideen des germanischen Abendlandes bekennen, oder uns seelisch und körperlich wegwerfen. Für immer." (S. 118 f.)

Recht — Religion — Pflicht — Rasse

Wie Rasse und Blut nach R. entscheidend für Religion und Sittlichkeit sind, so auch für Recht und Pflicht, die deshalb auch keinen absoluten Wert haben, noch viel weniger irgendwie der Kirche unterstehen. Göttliches Recht gibt es nicht. „Recht ist für uns einzig und allein", sagt R., „was der deutschen Ehre dient." (S. 591.)

Unsere Bischöfe sagen: „Sittlich ist das, was dem Willen und den Geboten Gottes entspricht, die entweder als N a t u r r e c h t „a u f d e n T a f e l n d e s M e n s c h e n h e r z e n s s t e h e n" (Röm. 2, 65) oder in den heiligen Büchern der Offenbarung enthalten sind, oder durch das Lehramt der Kirche, der Verwalterin der Offenbarung, in Christi Auftrag verkündet werden. Solche Sittlichkeit ist Quell des Segens für das Volk. Die Treue zum 4. und 6. Gebot Gottes zum Beispiel wird die Familie erbgesund erhalten. Die Treue zum 5. und 7. und 8. Gebot Gottes wird das Gemeinschaftsleben eines Volkes unter den Segen der Bruderliebe, der Gerechtigkeit und Wahrheit stellen. Die Treue zu den Ehegesetzen der Kirche wird dem langsamen Sterben eines Volkes Einhalt gebieten und für die Reinerhaltung des Blutes die beste Eugenik bedeuten."

Recht und Politik sind für Rosenberg nicht „absolute Wesenheiten, sondern nur bestimmte Auswirkungen bestimmt gearteter Menschen". (S. 572.) Solange noch nordisches Rassenleben sich auswirken konnte, gab es blutvolles deutsches Rechtswesen, das mit dem Einfluß der Kirche und des Papstes immer mehr schwand.

Alle sittlichen und rechtlichen Fragen müssen vom rassenkundlichen Standpunkte betrachtet werden. Vor der Aufzucht des gesunden deutschen Blutes muß alles andere zurücktreten. (S. 595.)

Der ritterliche Ehrbegriff tritt uns in allen Zeiten „als der ewige Mythus nordischer Rassenseele" entgegen. „Die Fähigkeit, sein Leben der Idee der Ehre

zu opfern, sehen die Isländersagas als das Wesen des nordischen Menschen an." (S. 566 f.) Fremdes Recht und ehrlose Gedanken, die später hineinkamen, „wirkten als bloße Büttel der herrschenden kirchlichen und römisch-staatlichen Mächte". (S. 567.) Zur Zeit des Ritterstandes im Mittelalter war noch „blutvolles deutsches Rechtswesen, und es ist als erstes Zeichen der Verknöcherung unseres Lebens zu deuten, als das kirchliche Recht, das Corpus juris canonici, seit dem 13. Jahrhundert zu wirken begann, das gerade während des Weltkrieges 1917 erneuert und als grundsätzlich unwandelbar erklärt wurde. Danach kann dieses sogen. „göttliche Recht" durch keine Gewohnheit und unter keinen Umständen abgeändert werden. Neben dem „göttlichen" unwandelbaren Recht gibt es veränderbares niederes Recht. Auch dieses wird von der Kirche beglaubigt, abgeändert. Das Volk ist daran unbeteiligt. „Das Volk betet, dient, büßt." „Göttliches" Recht ist unbeschränkte Herrschaft des Papstes. Wie man sieht, auch hier ist Rom folgerichtig und saugt aus dem Mythus von der Stellvertreterschaft Gottes auch den letzten Tropfen Honig." (S. 569 f.)

„Ein alter indischer Rechtsgrundsatz aus nordischer Vorzeit lautet: ‚Recht und Unrecht gehen nicht umher und sagen: das sind wir. Recht ist das, was arische Männer für recht befinden.' Dadurch ist die heute vergessene Urweisheit angedeutet, daß Recht ebensowenig ein blutloses Schema ist, wie Religion und Kunst, sondern für ewig an ein gewisses Blut geknüpft ist, mit dem es erscheint und mit dem es vergeht." (S. 571 f.)

Das spätrömische Recht, „mit dem uns der römische Staat und die römische Kirche beschenkten, haben die Versklavung der freien Völker ‚rechtmäßig' vollendet". (S. 572 f.)

Wenn die Rechtsidee sich wieder vom Mythus des Blutes als dem Höchstwert leiten läßt, kommen wir wieder zum germanischen Ehrbegriff und „der Forderung der vollkommenen Herrschaft des Volklichen über jeden Internationalismus. Diesem Gedanken hat alles gleichmäßig zu dienen, was heute noch um Vorherrschaft streitet: Religion, Politik, Recht, Kunst, Schule, Gesellschaftslehre". (S. 575.) „Aus der Forderung nach dem Ehrenschutz des Volkes folgt als Wichtigstes die rücksichtsloseste Durchführung des Volks- und Rassenschutzes." (S. 575.) „Rassenschutz, Rassenzucht und Rassenhygiene sind also die unerläßlichen Forderungen einer neuen Zeit . . . Und wieder hat der Vatikan sich als der erbittertste Feind der Aufzucht des Wertvollen und als Schutzherr der Erhaltung und Fortpflanzung des Minderwertigsten bekannt (der Papst in seiner Enzyklika über die Ehe) . . . Wer also ein gesundes und seelisch starkes Deutschland will, muß diese auf Aufzucht des Untermenschentums ausgehende päpstliche Enzyklika und damit die Grundlage des römischen Denkens als widernatürlich und lebensfeindlich mit aller Leidenschaft ablehnen." (S. 578.)

Wohl ist R. auch für die Einehe, die er besonders beschützt und beibehalten wissen will als organische Zelle des Volkstums, aber ein kommendes Reich wird „bei Beibehaltung der Einehe den Müttern deutscher Kinder auch außerhalb der Ehe die gleiche Achtung entgegenbringen und die Gleichstellung der unehelichen Kinder mit den ehelichen gesellschaftlich und gesetzlich durchzuführen wissen". (S. 592 f.)

Die Idee des rassischen Rechts ist „ein sittliches Seitenstück zu der Erkenntnis dinglicher Naturgesetzlichkeit . . . Ein Volk, das keine Naturgesetzlichkeit kennt, wird auch den Gegenpol, das sittliche Recht, nicht

in seinem Wesen erfassen, d. h. eine Weltanschauung, die allen Ernstes sich den Kosmos als aus dem Nichts aus Willkür erschaffen denkt, wird auch einen willkürlichen, keine innere Bindung anerkennenden Gott verkünden. Die Erschaffung der Welt aus dem Nichts fordert die grundsätzliche Anschauung, daß dieser „erschaffende" Gott auch späterhin von außen ins Weltgetriebe eingreift — oder eingreifen kann —, wenn es ihm beliebt. Dadurch wird eine Innergesetzlichkeit des Naturgeschehens geleugnet. Das ist die Weltanschauung der Semiten, Juden und Roms. Der Wunderglaube des Medizinmannes hängt unlöslich mit der Verkündung der von außen eingreifenden „allmächtigen" Gottheit zusammen. Deshalb kennen diese Systeme auch keinen organischen Rechtsgedanken, sondern nur Tyrannenherrschaft ihres „Gottes" bzw. seines Stellvertreters, der sein corpus juris canonici der ganzen Welt als „Universalismus" von außen aufzwingen möchte". (S. 597 f.)

Religion und Kirche.

Was uns Katholiken Religion und Kirche bedeutet, sagt uns klar und deutlich Papst Pius XI. in seiner Enzyklika „Mortalium animos" vom 6. Januar 1928.

„Von Gott dem Herrn, dem Schöpfer der gesamten Welt, sind wir zu dem Zwecke geschaffen worden, daß wir ihn erkennen und ihm dienen sollen. Unser Schöpfer hat daher ein volles Recht, daß wir ihm dienstbar sind. Es hätte freilich Gott der Herr dem Menschen zur Leitung ein einziges Naturgesetz vorschreiben, dieses bei der Erschaffung ihm ins Herz graben und durch den gewöhnlichen Gang der Vorsehung die Entwicklung dieses Gesetzes regeln können. Aber er hat es vorgezogen, Gesetze zu geben, denen wir mit unserem Willen gehorchen sollen. Und im Verlaufe der Jahrhunderte, von den Anfängen des Menschengeschlechtes an bis zur Ankunft und zur Lehrverkündigung Jesu Christi, hat er die Menschen selbst die Pflichten gelehrt, die ein der Vernunft teilhaftiges Wesen ihm, dem Schöpfer, schuldet. „Gar oft und mancherlei sprach Gott vor alters durch die Propheten zu den Vätern; jetzt an der Tage Ende sprach er zu uns durch seinen Sohn." (Hebr 1, 1 f.) Daraus geht klar hervor, daß keine Religion die wahre sein kann, die sich nicht stützt auf das geoffenbarte Wort Gottes; diese Offenbarung aber, zu Anfang begonnen und fortgesetzt unter dem Gesetze des Alten Bundes, hat Jesus Christus selbst unter dem Gesetze des Neuen Bundes zu Ende geführt. Wenn nun Gott gesprochen hat — daß er wirklich gesprochen hat, steht geschichtlich fest —, so ist es offenbar des Menschen Pflicht, Gottes

Offenbarung absolut zu glauben und seinem Befehle unbedingt zu gehorchen; damit wir aber beides in rechter Weise zu Gottes Ehre und zu unserem Heile tun, dazu hat der eingeborene Sohn Gottes auf Erden seine Kirche eingesetzt. Wer sich nun zum Christentum bekennt, der kann weiterhin wohl nicht umhin, zu glauben, daß irgend eine und zwar eine einzige Kirche von Christus gestiftet worden ist."

III. Die Dogmen der Kirche.

Das Nizäische Glaubensbekenntnis.

Die Kirche betet in der Messe als Credo das sogenannte nizäisch-konstantinopolitanische Glaubensbekenntnis. Es enthält als Ergänzung zum apostolischen Glaubensbekenntnis die Wahrheiten, die auf den Konzilien zu Nizäa (325) und Konstantinopel (381) besonders betont und den damals herrschenden Irrlehrern gegenübergestellt wurden. Über dieses Glaubensbekenntnis läßt sich Rosenberg folgendermaßen aus:

„Das Nizäische Glaubensbekenntnis, mit Stimmenmehrheit von Mönchen beschlossen, die zum großen Teil nicht lesen und schreiben konnten, die Lehrsätze, zustandegekommen auf Räubersynoden, auf denen man mit Stockhieben religiöse Fragen entschied, sind tot, innerlich unwahr, und nichts offenbart deutlicher die Hilflosigkeit und Unwahrhaftigkeit unserer Kirchen, als daß sie auf Dinge pochen, die mit Religion überhaupt nichts zu tun haben, daß sie noch Lehrsätze verteidigen, an die sie selbst nicht mehr glauben können." (S. 133.)

Wir Katholiken halten fest für wahr, was die verschiedenen „Glaubensbekenntnisse" aussprechen. Die Dogmen unseres Glaubens sind uns heilig. Mit unseren Bischöfen sagen wir: „Dogmen, Glaubenssätze sind Gottesgedanken, Gottesgesetze, den Offenbarungen Gottes vom kirchlichen Lehramt unter der Leitung des Heiligen Geistes entnommen und uns zum Glauben vorgestellt. Dogmen sind also kein Menschenwerk."

Rosenberg haßt alle Dogmen und verurteilt sie als „Zwangsglaubenssätze". Er schreibt:

„Alle christlichen — richtiger paulinischen — Kirchen haben das Anerkennen gewisser übersinnlicher Lehren als Zwangsglaubenssätze (Dogmen) zur Voraussetzung der Angehörigkeit gemacht... Das Für-Wahr-Erklären metaphysisch-religiöser Behauptungen und geschichtlicher oder sagenhafter Ereignisse als Bedingung einer Religion ist die jüdische Überlieferung, die sich früher mit Feuer und Schwert durchsetzte und erst heute — wenigstens äußerlich — einem notgedrungen duldsameren Standpunkte gewichen ist, jedoch jederzeit bereit, neue Dogmenkämpfe anzufachen." (S. 602.)

Damit ist der Gegensatz zu der „echten Religion" gekennzeichnet, die er uns lehren will.

„Homer zeigt weder Polemik noch Dogmatik, sagt Erwin Rohde und umschreibt mit diesem einen Satze das Wesen eines jeden echten arischen Religionsgefühls." (S. 36).

„Es handelt sich bei der Gründung einer deutschen Nationalkirche also ... um die Schaffung eines hohen Wertgefühls, d. h. um die Auslese jener Menschen, welche bei aller Mannigfaltigkeit religiöser und philosophischer Überzeugungen wieder das tiefe innere Vertrauen in die eigene Art gewonnen, eine heroische Lebensauffassung sich erkämpft haben." (S. 611.)

„Eine deutsche Kirche kann keine Zwangssätze verkünden... Sie wird Gemeinden umspannen, die an schönen katholischen Gebräuchen (die ja oft altnordisch sind) festhalten, die lutherische Formen des christlichen Gottesdienstes bevorzugen ... wird aber auch jenen ein gleiches Recht einräumen, die mit dem kirchlichen Christentum überhaupt gebrochen haben..." (S. 610/11).

Credo in unum Deum.

Wie Rosenberg und Prof. Bergmann gegen die einzelnen Glaubenssätze oder Dogmen Stellung nehmen, dafür einige Proben. Dem „Credo in unum Deum" stellen sie folgende Lehren gegenüber:

„Den außer- und überweltlichen persönlichen Gott lehnen wir Deutschreligiösen als eine unbeweisbare Erdichtung ab." (Bergmann, 25 Thesen, Seite 33.)

„Das Zeichen unserer Zeit ist: Abkehr vom grenzenlosen Absolutum; d. h. Abwendung von einem über alles Erlebbare, Organische gehenden Wert." (S. 21.)

„Schillers Satz: ‚Wenn ich Gott denke, gebe ich den Schöpfer auf' bedeutet in knappster Form die klare Absage der arisch-nordischen Rassenseele an die zauberisch-magische Verknüpfung von ‚Schöpfer und Geschöpf', als Gott und ehrlose Kreatur." (S. 250.)

„Diese Freiheit und Unbekümmertheit der Seele allem, auch Gott gegenüber und die Abwehr eines jeden Zwanges, auch eines solchen von Seiten Gottes, zeigt die tiefste Tiefe, bis wohin wir den nordischen Ehr- und Freiheitsbegriff hinunterverfolgen können. Er ist jene „Burgfeste der Seele", jenes „Fünklein", von dem Meister Eckehart mit immer neuer staunender Bewunderung spricht; er stellt das innerste, zarteste und doch stärkste Wesen unsrer Rasse und Kultur dar." (S. 217).

„Rom-Jahwe bedeutet: Zauberischer Despotismus, magisches Schöpfertum aus dem Nichts (ein für uns wahnwitziger Gedanke)." (S. 248.)

Jahwe nennt Rosenberg den „Wüstendämon". Mit Hilfe der „Bibel und der Kirche Roms" wurde er der Gott Europas. (Vgl. Seite 206 dieses Heftes.)

Dieser Gottesglaube paßt aber nicht zum nordischen Menschen:

Der ganze römische Gedankengang mit seinem Zauberglauben geht zurück auf den Gott des Alten Testamentes, der dem nordischen Menschen so widerstrebt.

„Der römische Gedankengang zeigt seine Herkunft nur zu deutlich. Der über allem thronende unnahbare furchtbare Gott, das ist der Jahwe des sog. Alten Testamentes, den man mit Zittern lobt und in Furcht anbetet. Er schafft uns alle aus dem Nichts, er verrichtet, wenn es ihm paßt, zauberische Wundertaten und bildet die Welt zu seiner Verherrlichung. Dieser syrisch-afrikanische Zauberglauben war aber trotz Feuer und Schwert dem Europäer nicht aufzuzwingen. Das nordisch-seelische Erbgut bestand tatsächlich im Bewußtsein nicht nur der Gottähnlichkeit, sondern Gottgleichheit der menschlichen Seele." (S. 246.)

„Das römische System ist .. ein Kompromiß .. zwischen Syrien-Afrika und Europa, wobei alle nur möglichen geistigen Anleihen gemacht wurden, jedoch mit

der anmaßenden Erklärung, das seien bloß Teile der alleinigen, alleinseligmachenden katholischen Lehre . . . Die Absetzung dieses ‚Gottestyrannen' aber wäre gleichbedeutend mit der Absetzung seines päpstlichen Stellvertreters gewesen . . . Im Wesen bedingt die römische Vorstellung des zu Gott erhobenen Dämons die Vernichtung unserer willenhaften Seele, einen Attentatsversuch auf die Polarität des geistigen Wesens." (S. 247.)

Et in unum Dominum Jesum Christum.

Es ist nicht leicht, aus den sich zerstreut findenden Bemerkungen ein klares Bild des Verfassers über die Persönlichkeit Jesu zusammenzustellen. Er sieht den Heiland jedenfalls anders, wie ihn die Evangelien schildern.

R. will sie uns zeigen „in ihrer eigentlichen Größe . . . ohne jene verfälschenden Zutaten, welche jüdische Zeloten, wie Matthäus, materialistische Rabbiner, wie Paulus, afrikanische Juristen, wie Tertullian, oder haltlose Zerkreuzungen wie Augustinus sie uns als furchtbarsten geistigen Ballast beschert haben." (S. 13.)

Aber was bleibt bei ihm von der geheiligten Person Christi übrig? Wer an keinen Gott glaubt, für den ist selbstverständlich auch Christus nicht Gott oder Gottessohn. Er wagt es, ihn den „Empörer von Nazareth" zu nennen. (S. 134.) Er spottet über das „Geboren aus Maria der Jungfrau". Aus Dr. E. Jung, „Die geschichtliche Persönlichkeit Jesu" (München 1924) gibt er uns als „interessantes Forschungsergebnis" wieder:

„Laut dem syrischen Christenprediger Ephraem (4. Jahrhundert) hatte Jesus zur Mutter ein danaitisches Weib (also aus Dan gebürtig) und einen Lateiner als Vater." (S. 76, Anm.)

Weil Christus ein großer Mann ist, kann er nur Arier sein. Und was Ephraem Syrus sagt, ist auch noch nicht sicher:

„Die Amoriter gründeten Jerusalem, sie bildeten die nordische Schicht im späteren Galiläa, das ist in der ‚Heidengau', aus der einst Jesus hervorgehen sollte." (S. 27.) „Es ist durchaus nicht bewiesen daß Jesus jüdischer Herkunft ist." Es liegt, „wie schon von Chamberlain und Delitzsch betont worden ist, nicht der geringste zwingende Grund zur Annahme vor, daß Jesus jüdischer Herkunft gewesen, wenn er auch in jüdischen Gedankenkreisen aufgewachsen ist". (S. 76 Anm.)

Im Laufe der Zeit ist das Jesusbild vollständig entstellt und verzerrt worden. Messiasgedanke und Messiashoffnung, die später auf ihn übertragen wurden, haben rein politische Wurzeln. So mein Rosenberg.

„Die große Persönlichkeit Jesu Christi, wie immer sie auch gestaltet gewesen sein mag, wurde gleich nach ihrem Hinscheiden mit allem Wust des vorderasiatischen, des jüdischen und afrikanischen Lebens beladen und verschmolzen. In Kleinasien übten die Römer ein straffes Regiment aus und trieben unerbittlich ihre Steuern ein; in der unterdrückten Bevölkerung entstand folglich die Hoffnung auf einen Sklavenführer und Befreier: das war die Legende vom Chrestos. Von Kleinasien gelangte dieser Chrestosmythus nach Palästina, wurde lebhaft aufgegriffen, mit dem jüdischen Messiasgedanken verbunden, und schließlich auf die Persönlichkeit Jesu übertragen. Diesem wurden neben seinen eigenen Predigten die Worte und Lehren der vorderasiatischen Propheten in den Mund gelegt und zwar in der Form einer paradoxen Überbietung altarischer Forderungen, wie z. B. des Neun-

Gebote-Systems, das schon vorher von den Juden in ihren zehn Verboten für sie selbst zurechtgestutzt worden war. So verband sich Galiläa mit ganz Syrien und Vorderasien." (S. 74.)

Jeden Glauben an Übernatürliches nennt R. Zauberglauben und behandelt dementsprechend auch die großen Geheimnisse des Lebens und der Verherrlichung Christi.

„In den Kreis dieser im Zauberglauben gewisser Völkerschaften verbundenen Vermischungen von Natur und Freiheit gehören natürlich auch die christlichen Legenden, die allen Ernstes noch heute den Europäern verkündet werden: ‚Jungfrauengeburt', stoffliche ‚Auferstehung' Christi, ‚Himmel- und Höllenfahrt'." (S. 132.)

Das „natus ex Maria Virgine" wird abgetan als ein „Sonnenmythus", der bei allen Völkern „nachweisbar" sei. (S. 77.)

Die angeblichen Wunder Jesu sind Rosenberg Legenden, wie sie von anderen Menschen auch erzählt und geglaubt werden.

„Im Süden und Südosten des Reiches wird er (Hadrian) als Heiland angebetet . . . ließ sich ruhig als Helios verehren, führte den Antinous als Gott in Ägypten ein, dessen Tod und echte Auferstehung dann ebenso als wirklich geglaubt und von Priestern verkündet wurde, wie der Tod und die „wirkliche" Auferstehung Christi: Hadrian heilte Kranke, machte Krüppel durch Handauflegen gesund, und die Erzählungen über seine Wundertaten durchliefen als echteste Chronik alle Staaten des östlichen Mittelmeeres." (S. 132.)

„Noch immer aber haben es Millionen nicht begriffen, daß Kopernikus . . . unsere gesamte Zwangsglaubenslehre, die gesamte Höllenfahrts- und Auferstehungsmythologie restlos überwunden, ein für allemal erledigt hat." (S. 133.)

Seine Entdeckung „hat die beiden christlichen Kirchen innerlich gestürzt, auch wenn sie sich und die Welt durch lahme Lügen darüber hinwegzutäuschen bemühen". (S. 243.)

Wunder sind nach R. in sich schon unmöglich und haben mit Begründung wahrer Religion nichts zu tun, sind typisch jüdisch-orientalisch, „ohne welche die Kirchen des — wie Jesus sagte — ‚ehebrecherischen Geschlechtes' auch heute noch nicht auskommen können". Das gilt besonders von der Auferstehung.

„Gerade in dem materialistischen Auferstehungsdogma zeigt sich die hoffnungslose Verjudung der Kirchen. Das ganz aus dem jüdischen historizistisch-materialistischen Vorstellungskreis hervorgegangene Wort des Paulus: ‚Ist Christus nicht auferstanden, so ist nichtig unsere Predigt und nichtig euer Glaube', zeigt die Unlöslichkeit sowohl des Vor-Kopernikanischen Weltbildes mit dem Auferstehungsglauben als auch die rein stoffgebundene Grundlage unserer pseudo-christlichen Kirchen." (S. 243 Anm.)

„Der dynamisch (willenhaft) empfindende Mensch . . forscht . ., ohne zauberhafte, nie dagewesene ‚Offenbarungen' als ‚Wunder' für sein seelisches Erleben zu benötigen. . . ‚Offenbarung' innerhalb des nordischen Fühlens kann nur Steigerung, Krönung eines Werdens, nicht Vernichtung der Naturgesetze sein. Dies will aber die jüdische Gotteslehre ebenso wie die römische." (S. 134.)

Jesus ist für R. eine „große Persönlichkeit", aber nicht der Gottgesandte, der der ganzen Menschheit die Offenbarung verkünden und beweisen sollte.

„Er war eine Offenbarung, und die um ihre Macht besorgten Priester setzten diese Offenbarung als einmalige in die Welt, stützten sie kunstvoll mit erfüllten Prophezeiungen, neuen Zukunftshinweisen und bemühten sich nach Kräften, aus dem Leben Tod zu machen." (S. 134.)

Et unam sanctam catholicam ecclesiam.

Wollte man alles von Rosenberg gegen Kirche und Papsttum Vorgebrachte zusammenstellen, müßte man das halbe Buch abschreiben. Durch das ganze Werk zieht sich hindurch Verachtung, Spott, Hohn und Kampfansage gegen Christentum und Kirche, wie man es wohl selten findet. Wie bei Jesus sind auch hier kaum neue Fragen aufgeworfen. Das römische Christentum ist ein negatives, ist „Priesterherrschaft und Hexenwahn". (S. 78.) Es beruft sich wohl auf angebliche Worte Jesu, schaltet dessen Willen aber vollständig aus, verfolgt nur den einen Zweck, die ganze Macht in Priesterhände zu legen.

„Bezeichnend ist für das römische Christentum, daß es die Persönlichkeit des Stifters nach Möglichkeit ausschaltete, um den kirchlichen Aufbau einer Priesterherrschaft an ihre Stelle zu setzen. Jesus wird zwar als das Höchste und Heiligste als die Quelle alles Glaubens und alles Segens hingestellt, aber nur zu dem Zweck, um die ihn vertretende Kirche mit dem Glorienschein des Ewigen und Unantastbaren zu umgeben. Denn zwischen Jesus und den Menschen schieben sich die Kirche und ihre Vertreter ein mit der Behauptung, daß der Weg zu Jesus nur durch die Kirche führe. Und da Jesus nicht auf Erden weilt, hat der Mensch es eben nur mit dieser Kirche zu tun, die ‚bevollmächtigt' ist, auf ewig zu binden oder zu lösen. Die Ausnutzung des einmal gezüchteten Glaubens an Jesus den Christus . . . für die Machtpolitik eines sich selbst vergötternden Priesterbundes macht ebenso das Wesen Roms aus, wie es, unter anderm Namen, das Wesen der Priesterpolitiker in Ägypten oder in Babylon und Etrurien gewesen ist.

„Um die die Macht des priesterlichen Männerbundes schützenden Lehrsätze und Verordnungen zu kräftigen, wurde eine große Dialektik frommer Väter verwendet, welche alle Kirchenverfügungen der 1500 Jahre auf die Evangelien zurückführten, jedoch mit der Betonung, daß die Kirche auch allein das Recht besitze, allgemeingültige unfehlbare Lehrsätze zu erlassen." (S. 160.)

Ein klassisches Beispiel, wie einfach R. mit grundlegenden Beweisen fertig wird, ist seine Stellungnahme zu Mt 16, 18: „Und ich sage dir: Du bist Petrus, und auf diesem Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen." Es sei hier nur daran erinnert, daß es in der ganzen Hl. Schrift kaum eine besser bezeugte Stelle gibt: sie findet sich in allen griechischen Kodizes, in den ältesten Übersetzungen, im Diatesseron des Tatian, im Hebräerevangelium; es kommen hinzu die Zitationen und Anspielungen bei den Vätern und Kirchenschriftstellern; alle modernen Textausgaben haben die Stelle als absolut

sichere Lesart. (Vgl. Pastor bonus 1930 S. 193—202.) Muß man dann nicht staunen, wenn R. dann einfach schreibt:

„Das kirchliche Amt ruht ganz in den Händen des Priesters. . . . Zur Begründung dieser Lehre wird das Wort Jesu zu Petrus genannt, laut welchem er ihn den Fels heißt, auf den er seine Kirche bauen werde. Die Tatsache, daß dieses Wort viel später von einem treuen Diener der Kirche in die alten Texte hineingefälscht worden ist, hindert natürlich nicht, diesen nachweislich unwahren Lehrsatz unermüdlich in der ganzen Welt als Botschaft Jesu zu wiederholen." (S. 161.)

* * *

Die Einführung des Christentums ist in Rosenbergs Augen das Unglück für Europa.

„‚Eine Herde und ein Hirt!'" Das ist, wörtlich genommen, wie es gefordert wurde, die klarste Kampfansage an den germanischen Geist gewesen. Hätte dieser Gedanke restlos gesiegt, so wäre Europa heute nur ein viele hundert Millionen zählender charakterloser Menschenhaufen, regiert mit Hilfe hochgezüchteter Furcht vor Fegfeuer und ewiger Höllenqual, im Kampfe um das Ehrgefühl durch „Liebe" gelähmt, die besseren Reste in den Dienst einer ‚humanitären' Wohltätigkeit, der ‚Caritas' gestellt. Das ist der Zustand, welchem das römische System zustrebte." (S. 159.)

Für die Christenliebe hat Rosenberg gar kein Verständnis.

„Nun drang durch das Christentum ein anderer seelischer Wert ein und beanspruchte die erste Stelle: die Liebe im Sinne von Demut, Barmherzigkeit, Unterwürfigkeit und Askese. Heute ist jedem aufrichtigen Deutschen klar, daß mit dieser alle Geschöpfe der Welt gleichmäßig umfassenden Liebeslehre ein empfindlicher Schlag gegen die Seele des nordischen Europas geführt worden ist." (S. 155.)

Ganz gegen seine Rassentheorie verstößt natürlich die kirchliche Lehre von Sünde und Gnade.

„In dieses rasselose, wüste Rom kam das Christentum. Es brachte einen Begriff mit sich, der in erster Linie seinen Sieg verständlich macht: die Lehre von der Sündigkeit der Welt und damit zusammenhängend die Predigt der Gnade. Einem Volke mit ungebrochenem Rassencharakter wäre die Erbsündenlehre eine Unverständlichkeit gewesen, denn in einer solchen Nation lebt das sichere Vertrauen zu sich selbst und zu seinem als Schicksal empfundenen Willen." (S. 70/71.)

* * *

Danach ist es für R. klar, daß das Christentum keinen absolut verpflichtenden Charakter haben kann. Der politische Ursprung wurde dann geschickt von Paulus ausgenutzt. Der Kampf des Christentums ist einfach ein Rassenkampf, und das Endergebnis ist eine synkretistische Religionsform. Das soll die Persönlichkeit und das Vorgehen des Apostels Paulus klar beweisen:

„Die christliche, die alten Lebensformen aufwühlende Strömung erschien dem Pharisäer Saulus vielversprechend und ausnutzbar. Er schloß sich ihr mit plötzlichem Entschluß an, und, ausgerüstet mit einem unzähmbaren Fanatismus, predigte er die internationale Weltrevolution gegen das römische Kaiserreich. Seine Lehren

bilden bis auf heute trotz aller Rettungsversuche, den jüdischen geistigen Grundstock, gleichsam die talmudistisch-orientalische Seite der römischen, aber auch der lutherischen Kirche. Paulus hat, was man in kirchlichen Kreisen nie zugeben wird, dem unterdrückten national-jüdischen Aufstand die internationale Auswirkung gegeben und dem Rassenchaos der alten Welt den Weg noch weiter geebnet und die Juden in Rom werden sehr wohl gewußt haben, warum sie ihm ihre Synagoge für seine Propagandareden zur Verfügung stellten. Daß Paulus sich (trotz gelegentlicher Kritik des Jüdischen) bewußt gewesen ist, doch eine jüdische Sache zu vertreten, geht aus einigen gar zu offenherzigen Stellen seiner Briefe[2] hervor." (S. 74/75).

Wie das Judentum ist darum auch die römische Weltkirche „volklos".

„Gegen diese . . . Verjudung des Christentums wehrte sich bereits das durchaus noch aristokratischen Geist atmende Johannesevangelium. Um 150 steht der Grieche Markion auf, tritt wieder ein für den nordischen Gedanken . . . Er verwirft deshalb auch . . . das sog. Alte Testament. . . . Aber Rom hatte sich dank seiner rassischen Zersetzung unrettbar an Afrika und Syrien verschrieben, die schlichte Persönlichkeit Jesu überdeckt, das spätrömische Ideal des Weltimperiums mit den Gedanken der volklosen Weltkirche verschmolzen." (S. 75/76.)

Nietzsche bezeichnet die „Neinsagende semitische Religion", „das Neue Testament" als „die Ausgeburt der unterdrückten Klasse". „Nach indisch-arischen Begriffen" ist für ihn das Christentum eine Tschandala-Religion. Das ist auch Rosenbergs Ansicht:

„Der Kampf der ersten nachchristlichen Jahrhunderte ist nicht anders zu begreifen als ein Kampf verschiedener Rasseseelen mit dem vielköpfigen Rassechaos, wobei die syrisch-vorderasiatische Einstellung mit ihrem Aberglauben, Zauberwahn und sensuellen ‚Mysterien' alles Chaotische, Gebrochene, Zersetzte hinter sich vereinigte und dem Christentum den zwiespältigen Charakter aufdrückte, an dem es heute noch krankt." (S. 76.)

„So zog eine mit Knechtseligkeit durchzogene Religion, geschützt durch die mißbrauchte große Persönlichkeit Jesu in Europa ein. Das Auftreten des aus vielen Quellen gespeisten Christentums zeigt ein merkwürdiges inniges Verhältnis zwischen abstrakter Geistigkeit und dämonistischer Zauberei mit besonderer Eindringlichkeit, ungeachtet anderer Ströme, die noch in ihm aufgenommen wurden." (S. 76.)

Der nordische Mensch hat sich darum immer gegen Kirche und Papsttum gesträubt, besonders deshalb, weil sie Ehre, Freiheit und Pflicht untergräbt, — und darum muß der nordische Mensch ein germanisches Christenum erstreben, sagt Rosenberg.

„Das alte syrisch-jüdisch-ostische Kirchentum entthront sich selbst: ausgehend von einer Dogmatik, die den seelischen Baugesetzen des nordischen Abendlandes nicht entsprach, im Bemühen, die allein tragenden und kulturschaffenden Ideen der nordischen Rasse — Ehre, Freiheit und Pflicht — beiseitezuschieben oder sich botmäßig zu machen, hat dieser Vergiftungsvorgang schon mehrfach zu schwersten Zusammenbrüchen geführt. Wir erkennen heute, daß die zentralen Höchstwerte der römischen und protestantischen Kirche als negatives Christentum unserer Seele nicht entsprechen, daß sie den organischen Kräften der nordisch-rassisch bestimmten Völker im Wege stehen,

[2] Röm. 11, 25; 9, 4; 11, 24.

ihnen Platz zu machen haben, sich neu im Sinne eines germanischen Christentums umwerten lassen müssen. Das ist der Sinn des heutigen religiösen Suchens." (S. 215.)

Der Papst als Medizinmann.

Die römische Kirche mit ihren Glaubenssätzen vom Ablaß und der wirksamen Fürbitte (s. S. 219) vertritt eine Weltanschauung, deren Typus der Medizinmann ist, der Papst.

„Der Medizinmann als dämonische Figur kann selbständiges Denken seiner Anhänger ebensowenig brauchen wie ehrbewußtes Handeln . . . Er muß alle allzu menschlichen Ängste und hysterischen Anlagen großzüchten; er muß Hexenwahn und Dämonenzauber predigen; er muß mit Index, Feuer und Schwert alles Forschen unterbinden, das zu anderen Ergebnissen führen kann oder gar zur Befreiung von dem ganzen vom Medizinmann gelehrten Weltbild . . . Er muß alle Gedankensysteme zu vernichten trachten, die Ehre, Pflicht und Männertreue . . . als lebensgestaltende Mächte behaupten wollen. Den Versuch schildern, die zauberhaft-dämonische Weltauffassung des Medizinmannes weltpolitisch durchzusetzen, heißt römische Dogmen- und Kirchengeschichte schreiben. Rom hat es also verstanden, sich nicht nur die Stellvertreterschaft Gottes in den Augen von Millionen zu sichern, sondern durch Einwirkung auf den stets weitergezüchteten Zauberglauben gewisser Schichten innerhalb der verschiedenen Völker auch den Glauben an die Allmacht seiner nur durch Priester durchführbaren Gebräuche . . . auf das Jenseits wachzuhalten. Und zugleich hat der Papst es verstanden, sich der Verantwortung für diese Zauberei zu entziehen." (S. 173 f.)

Die Seite 173 führt die Aufschrift: „Die Weltanschauung des Medizinmannes." In einer Fußnote wird „ein zwar äußerlich nicht in dieses Werk passendes Ereignis" behandelt, was aber „hier zur Kennzeichnung dieser Geistesrichtung" dienen kann.

„Am Tage des Fronleichnams 1929 zu München wurde die Prozession plötzlich von einem starken Gewitterregen überrascht. Die Mönche, Nonnen, Ministranten usw. packten ihre Kerzen und Kruzifixe untern Arm und verliefen sich in alle vier Himmelsrichtungen. Darauf predigte der Kardinal Faulhaber in der Frauenkirche und ermahnte die Gläubigen, sich ihren Glauben durch das Unwetter nicht erschüttern zu lassen, wenn auch Jesus Christus diesmal das ihm dargebrachte Opfer nicht angenommen habe . . . . Jesus wird hier also als Regenmacher hingestellt und die verregnete Fronleichnamsprozession als ein mißglückter Bezauberungsversuch! Das Wort von der Medizinmannphilosophie — ohne jede beleidigende Absicht gebraucht — kennzeichnet also genau die geistige Haltung der römischen Kirche."

* * *

Ein Mann hat das nordische religiöse Wesen erkannt, der deutsche Mystiker Eckehardt: die „Freiheit und Unbekümmertheit der Seele allem, auch Gott gegenüber, und die Abwehr eines jeden Zwanges, auch eines solchen von seiten Gottes". (S. 217.) Aber seine frohe Botschaft ist „von der Europa feindlichen Kirche mit allen Mitteln gedrosselt worden, ehe sie ganz erblühen konnte". (S. 218.) Es war ein Unglück für Europa, daß

„der syrische Jahwe in der Gestalt seines ‚Stellvertreters', des etruskisch-römischen Papstes" grundlegend für das religiöse Leben wurde.

„Die adlige Seele des dem Ewigen zugewandten Menschen ist die Stellvertreterin Gottes auf Erden, nicht die Kirche, nicht der Bischof, nicht der Papst. Niemand hier auf Erden besitzt das Recht, mich zu binden oder zu lösen; noch weniger das Recht, dies ‚in Stellvertretung Gottes' zu tun." Die römische Lehre ist „die Medizinmann-Philosophie, welche sich Rom zu eigenem Nutzen zusammengestellt hat, und deren Lehrsätze alle n u r das e i n e Ziel verfolgen, die Menschheit von der römisch gebundenen Priesterkaste abhängig zu machen und ihr den ‚Adel der Seele' auszubrennen." (S. 226 f.)

„Das zaubergläubige Wesen Roms . . . ist das afrikanisch-syrische geistige Völkerchaos, die ‚Religion der Besessenheit' (Frobenius), die vom Osten des Mittelmeeres her sich mit Hilfe der Zauberkulte und der Judenbibel und unter Mißbrauch der Erscheinung Jesu ihr westliches Zentrum schuf. Dieser Mittelpunkt hat sich nun bei fortschreitendem Erwachen des Abendlandes und nach Erdrosselung der Mystik alle Mühe gegeben, die romfeindliche Weltanschauung sich einzuverleiben, um die Una Catholica als jeden, auch modernen Ansprüchen genügend darzustellen." (S. 244 f.)

Die Lehre von der päpstlichen Unfehlbarkeit ist für alle Kirchenhasser ein willkommener Gegenstand. Rosenberg läßt sich also darüber aus:

„Die letzten Folgerungen aus dem römischen System hat der Jesuitismus gezogen. Den Schlußstein in dem Bau der Medizinmannphilosophie schuf das Vatikanische Konzil. Hier wurde der Medizinmann für die Zeit der Ausübung seines Amtes zum Gott, zum unfehlbaren Gott erklärt. Jesus ist jetzt, streng genommen, nicht mehr in Stellvertretung, sondern abgesetzt. Abgesetzt und ersetzt durch das römische System, gekrönt von dem mit aller Macht ausgestatteten, sich Papst nennenden Medizinmann." (S. 175.)

* * *

Wie Rosenberg über andere katholische Glaubenswahrheiten denkt, mögen noch folgende Beispiele zeigen.

Die Seite 162 trägt die Aufschrift „Magie der Sakramente".

„Die letzte Ausschaltung menschlicher Eigenständigkeit zugunsten eines schemenhaften Amtes vollzieht sich in den Sakramenten. «Die sakramentale Gnade wird nicht durch die persönlichen sittlich-religiösen Bemühungen des Sakramentsempfängers erzeugt, gewirkt, sondern vielmehr durch den objektiven Vollzug des sakramentalen Zeichens selbst.» Damit ist die Vernichtung der Persönlichkeit gefordert, ihre Wertlosigkeit als ‚religiöser' Lehrsatz verkündet. Inmitten eines Volkes, welches die Ehre — persönliche Ehre, Sippenehre, Stammesehre, Volksehre unbekümmert um alles andere in rücksichtsloser Tat in den Mittelpunkt seines ganzen Lebens gestellt hätte, wäre die offene Verkündigung einer solchen Forderung nimmer durchführbar gewesen. Dies ist nur durch das geschickte Ersetzen des Ehrbegriffes durch die Idee der ‚Liebe', gefolgt von Demut und Ergebung, möglich geworden."

Rosenberg nutzt jede sich bietende Gelegenheit aus, über die „Unwahrhaftigkeit der Kirche" aufzuklären.

„Daß dieses ‚sakramentale Zeichen' als von Jesus selbst ‚festgelegt' hingestellt wird, sei nur als ein kleiner Hinweis vermerkt, mit welcher Unbekümmertheit ‚Geschichte' geformt und ‚Religionsgebäude' gezimmert werden." (S. 162.)

Auch die folgende Bemerkung über den Ablaß zeigt die gleiche Kampfesstimmung.

„Ein typisches Beispiel dafür, wie das römische System die menschlichen Schwächen für seine Zwecke ausnützte, ist der Zwangsglaubenssatz vom Ablaß." (S. 170.)

So benutzt er auch die Lehre vom Fegfeuer zu Anklagen gegen die Kirche.

„Aus dem gleichen, der Idee der Ehre abgewandten Denken ist die Form der kirchlichen Fürbitte zu begreifen. Auf Grund der Beschlüsse der Konzilien zu Lyon, Florenz und Trient wurde mit Stimmenmehrheit der Läuterungszustand zwischen dem Leben einerseits und der ewigen Verdammnis bzw. der ewigen Seligkeit andererseits eingeführt und der Kirche die Macht zugesprochen, durch ihre Fürbitte das Purgatorium zum guten Ende zu führen. Entkleidet man diese Lehre all ihrer Verbrämungen, d. h. nimmt man sie so, wie sie gemeint ist, nämlich nicht als wirkliche Fürbitte und seelisches Gedenken eines Dahingeschiedenen, sondern als einen Akt, der den Gang der Seele auch nach dem Tode beeinflußt, so haben wir den gewöhnlichsten Zauberglauben, wie ihm die Südseevölker heute noch huldigen." (S. 172.)

IV. Die Deutsche Volkskirche.

Die deutsche Volkskirche

„Eine deutsche Volkskirche", schreibt Rosenberg, „ist heute die Sehnsucht von Millionen. Diese Tatsache festzustellen, heißt, tiefste Verantwortung von jenen fordern, die dieser Sehnsucht Ausdruck geben ... Aber die Wahrheit fordert das Eingeständnis, daß die neue Sehnsucht noch nirgends als lebendige Tat, als gelebtes Gleichnis erschienen ist. In keinem deutschen Land ist ein religiöses Genie aufgetreten, um neben den bestehenden religiösen Typen uns einen neuen vorzuleben. Diese Tatsache ist entscheidend insofern, als kein verantwortungsbewußter Deutscher die Forderung auf Verlassen der Kirche an jene richten darf, die noch gläubig an ihnen hängen." (S. 599.)

Diese deutsche kommende Volkskirche soll sein für die Millionen, die umherirren, „innerlich vollkommen zerstört, verwirrenden Lehren und gewinnsüchtigen „Propheten" ausgeliefert, zum größten Teil aber auch von starker Sehnsucht nach neuen Werten und neuen Formen getrieben." (S. 601.)

Die wesentlichen Merkmale dieser kommenden Kirche erscheinen schon heute klar umrissen.

„Einerseits Ablehnung des Materialistisch-Zauberhaften, welche den Liberalismus so eng verbunden mit kirchlicher Dogmatik zeigte, andererseits Hochzucht aller Werte der Ehre, des Stolzes, der inneren Freiheit, ‚der adligen Seele' und des Glaubens an ihre Unzerstörbarkeit."

„Alle christlichen — richtiger paulinischen — Kirchen haben das Anerkennen gewisser übersinnlicher Lehren als Zwangsglaubenssätze (Dogmen) zur Voraussetzung der Angehörigkeit gemacht." (S. 602.)

Ein kommender deutscher Staatsmann und Denker, der die Kirche schaffen soll, wird „deshalb an die religiös-kirchliche Frage von einem anderen Standpunkt herangehen."

„Er wird jeder religiösen Überzeugung ungehindert Raum, er wird Sittenlehren verschiedener Form frei predigen lassen, unter der Bedingung, daß sie alle der Behauptung der Nationalehre nicht hindernd im Wege stehen, d. h. daß sie die willenhaften Seelenzentren stärken, eine Stützung bestimmter Verbände dagegen wird er von ihrer Haltung zum Nationalstaat abhängig machen müssen... Er wird deshalb auch neue Reformen ebenso schützen müssen, wie alte Bekenntnisse." (S. 602 f.)

•

Bestimmte Forderungen der neuen Kirche haben sich schon als außerordentlich greifbar angemeldet:

1. Die Abschaffung des Alten Testamentes:

„Abgeschafft werden muß daher ein für allemal das sog. Alte Testament als Religionsbuch. Damit entfällt der mißlungene Versuch der letzten anderthalb Jahrtausende, uns geistig zu Juden zu machen, ein Versuch, dem wir u. a. auch unsere heutige materielle Judenherrschaft zu danken haben." (S. 603.)

2. „Die Streichung offenbar verstellter und abergläubischer Berichte aus dem Neuen Testament und Schaffung eines fünften Evangeliums."

„Es wird die Schöpfung eines Mannes sein, der die Sehnsucht nach Reinigung ebenso tief erlebt, wie er die Wissenschaft des Neuen Testamentes durchforscht hat." (S. 603 f.)

3. Wiederherstellung des Lebens Jesu in seiner Ursprünglichkeit:

„Man kann aus den Schilderungen über Jesus sehr verschiedene Züge herauslesen. Seine Persönlichkeit tritt oft weich und mitleidend, dann wieder schroff und rauh, immer aber von innerem Feuer getragen hervor. Es lag im Interesse der herrschsüchtigen römischen Kirche, die unterwürfige Demut als das Wesen Christi hinzustellen . . . Diese Darstellung richtigzustellen, ist eine weitere unerläßliche Forderung der deutschen Erneuerungsbewegung. Sein Leben ist es, das für germanische Menschen Bedeutung besitzt, nicht sein qualvolles Sterben, dem er den Erfolg bei den alpinen und Mittelmeer-Völkern verdankte. Der gewaltige Prediger und der Zürnende im Tempel, der Mann, der mitriß und dem ‚sie alle' folgten, nicht das Opferlamm der jüdischen Prophetie, nicht der Gekreuzigte, ist heute das bildende Ideal, das uns aus den Evangelien hervorleuchtet." (S. 604.)

Für diese Neuschöpfung des Jesusbildes hat nach der Meinung des Verfassers die wissenschaftliche Textkritik genügend vorgearbeitet:

„Das Markus-Evangelium enthält wahrscheinlich (wenn auch gleichfalls überarbeitet) den eigentlichen Kern der Botschaft von der Gotteskindschaft gegen die semitische Lehre vom Knechte Gottes, das Johannes-Evangelium die erste geniale Deutung, das Erlebnis der ewigen Polarität von Gut und Böse gegen die alttestamentliche Wahnvorstellung, daß Jahwe das Gute und das Böse aus dem

Nichts geschaffen, von seiner Welt zugleich gesagt habe, sie sei ‚sehr gut', um dann selbst Anstifter von Lug, Betrug und Mordtaten zu werden. Vor allem weiß Markus aber noch nichts von Jesus als dem ‚Erfüller' des jüdischen Messiasgedankens, den uns Matthäus und Paulus beschert haben, zum Unheil für die ganze abendländische Kulturwelt." (S. 604 f.)

Gerade durch Paulus sind die Evangelien verfälscht worden. Bei ihm finden wir das unbewußt entschlüpfte alljüdische Bekenntnis (Römer 3), die typisch jüdische Anmaßung und Unduldsamkeit (Galater 1), gleichzeitig das molluskenhafte Werben und die unvorsichtige Ruhmsucht (1 Korinther 9; 6, 2—3).

„Johannes hat Jesus genial gedeutet, aber seine Erkenntnis, es hier mit einem antijüdischen ‚dem Alten Testament feindlichen Geist zu tun zu haben, ist von der jüdischen Überlieferung überwuchert worden, die sich mit den geistigen Abfallerzeugnissen der hellenistischen Welt verband zur Neuformung in der Römischen Kirche. . . Die ‚christlichen' Kirchen sind aber eine ungeheuerliche, bewußte und unbewußte Umfälschung der schlichten, frohen Botschaft vom Himmelreich inwendig in uns, von der Gotteskindschaft, vom Dienst für das Gute und von der flammenden Abwehr gegen das Böse. Im Urevangelium des Markus finden wir zwar auch die sagenhaften Züge von den Besessenen. . . Aber dem Urmarkus liegen noch alle Verzückungen, in denen sich Teile der Bergpredigt übersteigern, vollkommen fern. . . Feministische Zuspitzungen . . . das sind umfälschende Zusätze anderer Menschen. Jesu ganzes Dasein war ein feuriges Sich-Widersetzen. Dafür mußte er sterben." (S. 606 f.)

4. In der neuen Deutschen Kirche muß Nationalehre, nicht Nächstenliebe das Höchste sein. Sie muß rom- und dogmenfrei sein.

„Die Religion Jesu war zweifellos die Predigt der Liebe. . . Aber eine deutsche religiöse Bewegung, die sich zu einer Volkskirche entwickeln möchte, wird erklären müssen, daß das Ideal der Nächstenliebe der Idee der Nationalehre unbedingt zu unterstellen ist; daß keine Tat von einer deutschen Kirche gutgeheißen werden darf, welche nicht in erster Linie der Sicherung des Volkstums dient. Damit ist der unlösliche Widerstreit zu einer Anschauung nochmals bloßgelegt, die offen erklärt, die kirchlichen Bindungen ständen höher als die Bindungen der Nation."

„. . . Der Staat hat lediglich mit seinen Mitteln dafür zu sorgen, daß machtpolitische Eingriffe seitens Roms und seiner Diener nicht erfolgen. Heute muß der römische Priester bei seiner Amtseinsetzung einen Eid leisten, der nichts anderes bedeutet, als eine bewußte Aufreizung zu Konfessions- und Klassenhaß. Darüber hinaus bedeutet er geradezu die Anerkennung landesverräterischer Tätigkeit, wenn der Staat nicht römischen Interessen dienstbar ist." (S. 607 f.)

„Eine Deutsche Kirche kann keine Zwangssätze verkünden, an die jeder ihr Angehörige gar bei Verlust der ewigen Seligkeit zu ‚glauben' gezwungen ist. Sie wird Gemeinden umspannen, die an schönen katholischen Gebräuchen (die ja oft altnordisch sind) festhalten, die lutherische Formen des christlichen Gottesdienstes bevorzugen, die vielleicht eine andere Form des christlichen Gottesdienstes vorziehen. Die Deutsche Kirche wird aber auch jenen ein gleiches Recht einräumen, die mit dem kirchlichen Christentum überhaupt gebrochen haben und sich in einer neuen Gemeinschaft . . . zusammengefunden haben."

„. . . Es handelt sich bei Gründung einer Deutschen Nationalkirche also nicht um Verfechtung irgendwelcher metaphysischer Behauptungen, nicht um die Forderung des Fürwahrhaltens geschichtlicher oder legendärer Erzählungen, sondern

um die Schaffung eines hohen Wertgefühls. . . Die Kämpfe über das Verhältnis von Mensch und Gott in Jesus, der Streit über Liebe und Gnade, über Unsterblichkeit oder Sterblichkeit der Seele fallen aus dem Gesichtswinkel einer germanisch-deutschen Religionserneuerung heraus; als Maßstab der Zugehörigkeit zur neuen Gemeinschaft erscheint die Anerkennung jener Werte, die in der germanischen dramatischen Kunst uns erschlossen worden sind und am größten in der Mystik des Meisters Eckehart offenbar wurden." (S. 610 f.)

„Die Sehnsucht, der nordischen Rassenseele im Zeichen des Volksmythus ihre Form als Deutsche Kirche zu geben, das ist mit die größte Aufgabe unseres Jahrhunderts. Wie der römische Mythus der Stellvertretung Gottes durch den Papst sehr verschiedene Völker und auseinanderstrebende Richtungen umschloß und band, so wird auch der Mythus des Blutes — einmal ergriffen — wie ein Magnet allen Persönlichkeiten und religiösen Gemeinschaften, ungeachtet ihrer Verschiedenheiten, eine klare architektonische Lagerung, Bezug auf ein Zentrum und somit lebenzeugende Eingliederung ins Volksganze bringen. Die Einzelheiten der Durchführung wird das kommende Leben dann klären und bestimmen. Niemand kann sie heute voraussehen."

5. Symbol der Deutschen Kirche, die als Höchstes die Nationalehre auf die Fahne geschrieben hat, wird nicht mehr das Kruzifix sein, sondern das Kriegerdenkmal des Weltkrieges.

„Mit dem Wegfall der Predigten über den Knecht und den Sündenbock als Lamm Gottes, die Betrauung des Petrus mit der Gründung der römischen Kirche, der ‚Erfüllung' des Alten Testaments, des Ablasses, von den magischen Wundermitteln usw. wird eine entsprechende Änderung des äußeren Gebrauchtums (Ritus) vor sich gehen müssen. Hand in Hand mit einem großen Aufklärungsschrifttum, das von den Geistlichen der Deutschen Kirche innerhalb ihrer bisherigen Gemeinden zu verbreiten ist. Aus der inneren Neueinstellung zum Jesusbilde aber ergibt sich auch eine unbedingt notwendige, scheinbar nur äußerliche Änderung: der Ersatz der die quälende Kreuzigung darstellenden Kruzifixe in Kirchen und auf Dorfstraßen. Das Kruzifix ist das Gleichnis der Lehre vom geopferten Lamm, ein Bild, welches uns den Niederbruch aller Kräfte vors Gemüt führt und durch die fast immer grauenhafte Darstellung des Schmerzes innerlich gleichfalls niederdrückt, ‚demütig' macht, wie es die herrschsüchtigen Kirchen bezweckten." (S. 615 f.)

„Eine Deutsche Kirche wird nach und nach in den ihr überwiesenen Kirchen an Stelle der Kreuzigung den lehrenden Feuergeist, den Helden im höchsten Sinne darstellen." (S. 616.)

„Schon das kommende Geschlecht wird in einem Kriegerdenkmal des Weltkrieges ein heiliges Zeichen für das Märtyrertum eines neuen Glaubens erblicken. Das Grab des ‚Unbekannten Soldaten' wird einst die Stelle der Heiligen einnehmen. Zwar hatte die unfehlbare Kirche einst Johanna verbrannt und dann heiliggesprochen, sie wird also auch den ‚Unbekannten Soldaten' bald als ‚katholisch' in Anspruch nehmen und mit Weihwasser den Sinn einer seelischen Umkehr, den sie heute wittert, ebenso verfälschen wie jede andere echt völkische Regung . . . Wird Deutschland wirklich erwachen und das Dorf sich Sonntags nicht um Mariensäulen, sondern

um Standbilder der deutschen Feldgrauen versammeln, dann ist ein Trommelfeuer gegen diese ‚neuheidnische' Sitte sicher wie heute das Kreuz auf dem Kirchturm." (S. 618 f.)

„Die Verehrung des für die Ehre seines Volkes streitenden Soldaten ist das neue soeben geborene Lebensgefühl einer neuen Zeit... Dann ist der Weg frei für eine deutsche Volksreligion der Zukunft, eine echte Deutsche Kirche und eine einheitliche deutsche Volkskultur . . .

Dieser auf Unterjochung der Seelen ausgehenden Kraft wollen wir die Wahrhaftigkeit entgegenstellen und bewußt die Liebe unter die typenschaffende Kraft der Ehre-Idee stellen. Dadurch erhält aber gerade die Liebe den Charakter des Aufrechten, Echten, Starken. An Stelle der Liebe zur Unterwerfung wird — auf eine Formel gebracht — die Liebe zur Ehre stehen. Nun kommt aber als Wichtiges folgendes hinzu: einer freiwillig auf der Idee der National- und Persönlichkeitsehre aufgebauten Deutschen Volkskirche werden sich selbsttätig nur jene Menschen anschließen — gleich welcher Kirche sie angehören — welche auch äußerlich vorwiegend nordisch bedingt sind . . .

Und jetzt dürfen wir wohl auch sagen, daß die Liebe Jesu Christi die Liebe eines seines Seelenadels und seiner starken Persönlichkeit bewußten Mannes gewesen ist. Jesus opferte sich als Herr, nicht als Knecht." (S. 620 f.)

* * *

Hart wird man das Urteil finden über die, die das germanische Ideal ablehnen: „Die Ablehnung des germanistischen Ideals in Deutschland ist nackter Volksverrat. Eine spätere Zeit wird dieses Verbrechen auf die gleiche Stufe mit Landesverrat während des Krieges stellen. Es ist deshalb kein Wunder, daß die Parteien, die den Landesverrat von 1918 begingen, auch den Volksverrat auf ihre schwarzen und roten Fahnen geschrieben haben." (S. 635.)

„Voraussetzung jeglicher deutscher Erziehung ist die Anerkennung der Tatsache, daß nicht das Christentum uns Gesittung gebracht hat, sondern daß das Christentum seine dauernden Werte dem germanischen Charakter zu verdanken hat. (Ein Grund, warum es in Süditalien und in manchen Staaten Südamerikas diese Werte nicht aufweist.) Die germanischen Charakterwerte sind deshalb das Ewige, wonach sich alles andere einzustellen hat. Wer das nicht will, verzichtet auf eine deutsche Wiedergeburt und spricht auch sich selbst das seelische Todesurteil. Ein Mann aber oder eine Bewegung, welche diesen Werten zum vollkommenen Siege verhelfen wollen, haben das sittliche Recht, das Gegnerische nicht zu schonen. Sie haben die Pflicht, es geistig zu überwinden, es organisatorisch verkümmern zu lassen und politisch ohnmächtig zu erhalten. Denn wird aus einem Kulturwillen kein Machttrieb, so sollte er überhaupt keinen Kampf beginnen." (S. 636.)

* * *

Nach Rosenberg muß Eckehart, in dem das nordische Blut und der nordische „Heroismus zum Religionsadel" (S. 138) geführt hatte — daß sich der gefeierte Mystiker noch zu Lebzeiten völlig dem Urteil der Kirche unterstellte, scheint R. nicht zu wissen —, der Deutschen Nationalkirche die Fundamente zimmern helfen (vgl. in diesem Heft S. 218 f.). Das Glaubensbekenntnis der neuen Religion lautet also:

„Der Gott, den wir verehren, wäre nicht, wenn unsere Seele und unser Blut nicht wären, so würde das Bekenntnis eines Meister Eckehart für unsere Zeit lauten. Deshalb ist Sache unserer Religion, unseres Rechtes, unseres Staates alles, was die Ehre und Freiheit dieser Seele und dieses Blutes schützt, stärkt, läutert, durchsetzt. Deshalb sind heilige Orte alle die, an denen deutsche Helden für diese Gedanken starben; heilig sind jene Orte, wo Denksteine und Denkmäler an sie erinnern, und heilige Tage sind die, an denen sie einst am leidenschaftlichsten dafür kämpften. Und die heilige Stunde des Deutschen wird dann eintreten, wenn das Symbol des Erwachens, die Fahne mit dem Zeichen des aufsteigenden Lebens das allein herrschende Bekenntnis des Reiches geworden ist." (S. 701.)

Das ist der Ausklang des Buches, das dem 20. Jahrhundert einen neuen Glauben bringen will.

Positives und negatives Christentum.

Was nach alle dem nun noch übrig bleibt vom Christentum, das soll positives Christentum sein. Wie soll man sich das denken? — Wir Katholiken haben vom positiven Christentum einen ganz andern Begriff wie Rosenberg. Wir denken und sagen mit unsern Bischöfen: „Positives Christentum ist nur dort, wo man Christus, den Sohn Gottes, den menschgewordenen Erlöser der Welt, bekennt und sein ganzes Evangelium glaubt und alle seine Gebote gelten läßt. Ein anderes Christentum ist kein positives Christentum. Positives Christentum ist Glaube an die Offenbarung, die nicht von Fleisch und Blut, sondern vom Vater im Himmel stammt (Matth. 16, 17)."

Was wir nun positives Christentum nennen, das ist für Rosenberg negatives. Er schreibt:

„Wir erkennen heute, daß die zentralen Höchstwerte der römischen und der protestantischen Kirche als negatives Christentum unserer Seele nicht entsprechen, daß sie den organischen Kräften der nordisch-rassisch bestimmten Völker im Wege stehen, ihnen Platz zu machen haben, sich neu im Sinne eines germanischen Christentums umwerten lassen müssen. Das ist der Sinn des heutigen religiösen Suchens." (S. 215).

Er kann sich hier auf einen anerkannten großen Gewährsmann stützen:

„Goethe ... empfand gerade das Leben Christi als wichtig, nicht den Tod, und bezeugte dadurch die Seele des germanischen Abendlandes, das positive Christentum gegenüber dem negativen der auf etrusko-asiatische Vorstellungen zurückgehenden Priesterherrschaft und des Hexenwahns." (S. 78).

Weil nun Paulus sein Christentum nicht auf dem „Leben des Soter (des Heilandes)" aufbaute, sondern auf „seinem Tode und dessen wunderbaren Folgen" (S. 78), so hat er uns nach Goethe und Rosenberg eine negatives Christentum gebracht. Das geht noch deutlicher aus folgenden Worten hervor:

„Das negative und das positive Christentum standen von je im Kampfe und ringen noch erbitterter als früher gerade in unsern Tagen. Das negative pocht auf seine syrisch-etruskische Überlieferung, auf abstrakte Dogmen und altgeheiligte Gebräuche, das positive ruft erneut die Kräfte des nordischen Blutes wach, so wie einst naiv die ersten Germanen, als sie in Italien eindrangen und dem siechen Lande neues Leben schenkten." (S. 79).

Wenn wir positiv mit ja-sagend und negativ mit nein-sagend wiedergeben, dann finden wir die gleichen Gedanken auch bei Nietzsche. Und Nietzsche bestärkt uns dann geradezu darin, in einer ja-sagenden Religion — und demnach auch in dem „positiven Christentum" Rosenbergs — nichts anderes als Heidentum zu erblicken. In dem Werke: Der Wille zur Macht, führt Nietzsche aus:

„147. Heidnisch — christlich. — Heidnisch ist das Jasagen zum Natürlichen, das Unschuldsgefühl im Natürlichen, die „Natürlichkeit." Christlich ist das Neinsagen zum Natürlichen, das Unwürdigkeitsgefühl im Natürlichen, die Widernatürlichkeit." (Leipziger Ausgabe, Bd. 9. Seite 120).

Nietzsche teilt die Religionen ein in jasagende und neinsagende, und ferner in arische und semitische. Nach seinen Ausführungen ist das Neue Testament, also was wir Christentum nennen, eine neinsagende semitische Religion. Das Buch: Der Wille zur Macht, hat den Untertitel: Versuch einer Umwertung aller Werte. Diese Umwertung hat aber — auch bei Rosenberg — schon manchen Leser irre geführt.

V. Ein Vorläufer des Mythus.

Es sind nicht alles neue Gedanken, die Rosenberg uns vorlegt. Wer Nietzsche und Schopenhauer kennt, wer mit Chamberlain vertraut ist, wer namentlich in der Literatur bewandert ist, die sich den Kampf gegen Rom zur Aufgabe gestellt hat, wird immer wieder auf bekanntes Gedanken- und Geistesgut stoßen und erkennen, daß die genannten Philosophen und Gelehrten dem Mythus gewaltig vorgearbeitet haben.

Es dürfte interessieren, einige Belege anzuführen, wie gerade in religiösen Fragen bei Chamberlains „Grundlagen des XIX. Jahrhunderts" sich Parallelen finden.

Die Grundelemente des Christentums.

„Zunächst wird es genügen, wenn wir die zwei Hauptstämme — das Judentum und das Indoeuropäertum — betrachten, aus denen fast der gesamte Bau aufgezimmert worden ist, und die das Zwitterwesen der christlichen Religion von Anfang an bis auf den heutigen Tag bedingen." (Chamb. 607).

„Die römische Lehre fließt nicht aus einem Zentrum in tausend Strömen durch die Welt, sondern umkleidet ihren syrischen Grundstock mit den geborgten und verfälschten Lehren des nordischen Menschen, wie er in verschiedenen völkischen Persönlichkeiten sich seine Gedankenwelt erbaute." (Ros. 249).

Der Isis-Maria-Kult.

„Freilich wurde später manches Jüdische und Indoeuropäische durch den Einfluß des Völkerchaos, und zwar namentlich Ägyptens, bis zur Unkenntlichkeit gefälscht, so z. B. durch die Einführung des Isiskultes (Mutter Gottes)." (Chamb. 607/8.

„Die Frauen galten und gelten bis heute nur als dienende Elemente, wobei durch die Einführung des Isis-Maria-Kultes u. a. auch ihrem mütterlichen Empfinden Rechnung getragen wurde." (R. 491).

De Deo Trino.

„Die uralte arische Vorstellung von der Dreieinigkeit gab den kunstvoll aufgeführten kosmischen Tempel ab, in welchem der durchaus neuen Religion Altäre errichtet wurden." Chamb. 611.

„Als ein vertreffliches Beispiel der nach äußerer Erfahrung gestaltenden Mythologie möchte ich vor allem die Vorstellung der Dreieinigkeit nennen. Dank dem Einfluß hellenischer Denkart ist die Dogmenbildung der christlichen Kirche an.. dem semitischen Monotheismus glücklich vorbeigesteuert und hat in ihren ... Gottesbegriff die heilige Dreizahl der Arier hinübergerettet. Daß die Drei bei den Indoeuropäern überall wiederkehrt, ist allbekannt; sie ist wie Goethe sagt, die ewig unveraltete, Dreinamig-Dreigestaltete. Wir finden sie... Wie Homer sich ausdrückt: Dreifach teilte sich alles. (Chamb. 613/14.)

„Die Idee der Dreieinigkeit z. B. war vielen Völkern des Mittelmeerbeckens in der Form von Vater, Mutter, Sohn bekannt, ferner durch die Erkenntnis: „Dreifach teilt sich alles" (die Aggregatzustände der einigen Materie). Die Mutter versinnbildlichte die gebärende Erde, der Vater das zeugende Lichtprinzip. An die Stelle der Mutter trat nun der „Heilige Geist" in bewußter Abkehr vom rein Körperlichen, das hagion pneuma der Griechen, der Prâna der Inder. Diese betonte Geistigkeit war aber nicht in eine rassisch-völkische Typik eingebettet... (R. 77).

Natus ex Maria Virgine.

„Auch die Vorstellung, daß der menschgewordene Gott nur aus dem Leibe einer Jungfrau geboren werden konnte, ist ein alter mysthischer Zug und gehört entschieden zu der Klasse der Natursymbole." (Chamberlain S. 615).

„Ein weiterer Schritt zur Verneinung naturhafter Verbundenheit geschah in der Dogmatisierung der Jungfrauengeburt, die als ein Sonnenmythus bei allen Völkern nachweisbar ist, von den Südseeinseln bis nach Nordeuropa." (Rosenb. S. 77).

Thomas von Aquin.

„Thomas von Aquin. Begabt mit jener eigentümlichen, verhängnisvollen Anlage des Germanen, sich in fremde Anschauungen zu vertiefen und sie nun, dank seiner ungleich höheren Begabung, gewissermaßen verklärt und zu neuem Leben erweckt zu gebären, hat Thomas — der das südliche Gift von Kindheit auf eingesogen hatte, — germanische Wissenschaft und Überzeugungskraft in den Dienst der antigermanischen Sache gestellt." (Chamberl. S. 964).

„In der Tat, Thomas, der ein durchaus ehrlicher germanischer Mann war, von genialer Geistesanlage, und der Alles, was er wirklich wußte, zu den Füssen des großen Schwaben Albert von Bollstädt gelernt hatte, ..."
(Chamberlain S. 959).

„Trotz des magischen Stoffes, den Thomas mit Hilfe des Aristoteles in ein rationalistisches System zu bringen hatte und des dadurch bedingten Widerspruches in sich, soll die Großartigkeit des Versuches und die Stärke der geistigen Energie des Thomas nicht bestritten werden. Thomas war, wie vielleicht nicht allgemein bekannt sein dürfte, Langobarde..." (S. 254). „Der »hl. Thomas« war offenbar aus der der Art geschlagen und fahnenflüchtig. Er stellte seinen Geist Rom zur Verfügung, von dem dieses noch heute zehrt. Im übrigen war Thomas ein Schüler Albrechts von Bollstedt (Albertus Magnus) und des Iren Petrus von Hibernia." (Rosenberg, S. 254, Anm.)

Das Nizäische Glaubensbekenntnis.

Wir brachten an anderer Stelle die Ausführungen Rosenbergs über das Nizäische Glaubensbekenntnis. Hören wir, wie Chamberlain denselben Gegenstand behandelt:

„Konstantin war es, der die erste ökumenische Synode zusammenberief (!) (325 in Nicäa)... So entstand das sogenannte nicäische Glaubensbekenntnis: auf der einen Seite die kluge Berechnung eines zielbewußten, gewissenlosen, gänzlich unchristlichen Politikers.. auf der andern die feige Unaufrichtigkeit eingeschüchterter Prälaten, die ihre Unterschrift unter etwas, was sie für falsch hielten, setzten, und sobald sie in ihre Diözese zurückgekehrt waren, dagegen Stimmung zu machen begannen... Wie auf jedem andern Gebiete, so sollte auch auf dem der Religion fortan absolute Einförmigkeit im ganzen römischen Reiche Gesetz sein... ein Tüttelchen Gedankenfreiheit, und ihre unbeschränkte Autorität wäre gefährdet gewesen. Darum wurde auf der zweiten allgemeinen Synode zu Konstantinopel (im Jahre 381) das Glaubensbekenntnis noch ergänzt, in der Absicht, die letzten Lucken zu verstopfen, und auf der dritten allgemeinen Synode, gehalten zu Ephesus im Jahre 431, wurde ausdrücklich bestimmt, «es dürfe diesem Bekenntnis bei Strafe der Exkommunikation nichts hinzugefügt und nichts von ihm weggenommen werden» . . . Das eine Konzilium verlief allerdings derartig, daß es selbst in römisch-katholischen Werken als die Räbersynode bezeichnet wird; doch fiele es einem Unparteiischen schwer, zu entscheiden, welche diesen Ehrentitel am meisten verdient hat."

* * *

Wir haben aus der Fülle von Fragen, die der Mythus des 20. Jahrhunderts behandelt, nur solche herausgegriffen, die unmittelbar die katholische Glaubenslehre berühren. Auch da konnten wir nur einem Teile nähertreten. Ein Eingehen auf weitere Fragen behalten wir einer späteren Nummer unserer Zeitschrift vor.

LEHRGEWALT DER KIRCHE UND BÜCHERVERBOT

Bei Gründung und Einrichtung der Kirche hat Christus als höchstes Ziel die Welterlösung im Auge. Alle Gewalten und Allmachten sollten darum nicht Selbstzweck sein, sondern diesem großen Ziele dienen.

Daß die Kirche Lehrgewalt, Recht, Auftrag und damit auch die Pflicht hat, die Völker zu lehren und so in den Herzen der Gläubigen die Lehre Jesu rein zu erhalten, ergibt sich für immer aus dem Wort des Herrn: „Gehet hin und macht euch alle Völker zu Schülern ... lehret sie alles halten, was ich euch befohlen habe." Mt 28, 20. „Wer glaubt und sich taufen läßt, wird selig werden, wer aber nicht glaubt, wird verdammt werden." Mk 16, 15. Für die Durchführung seines Auftrages verspricht er seinen wirksamen Beistand: „Ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt." Mt 28, 20.

In Erkenntnis und im vollen Bewußtsein der Worte Christi, aber auch zu deren Bestätigung, sehen wir vom Urchristentum an die Überzeugung der Lehrgewalt der Kirche: nach Paulus ist die Kirche des lebendigen Gottes „die Säule und Grundfeste der Wahrheit". 1 Tim 3, 14 f. „Selbst wenn ein Engel vom Himmel euch ein anderes Evangelium verkündete, als wir euch verkündet haben, so sei er verflucht." Gal 1, 8. Für Ignatius, der so oft den Christen einschärft, „wandelt in Übereinstimmung mit dem Willen Gottes", liegt der Grund dieser Aufforderung darin, daß „auch Jesus Christus, unser untrennbares Leben, der Wille des Vaters ist, wie auch die Bischöfe, die bis an die Grenzen der Welt aufgestellt sind, im Willen Jesu Christi sind". Ep 3, 2. Fast thesenmäßig sagt Irenäus: „Man muß den Presbytern der Kirche gehorchen, die .. Nachfolger der Apostel sind. Sie haben mit der Nachfolge des Episkopates das sichere Charisma der Wahrheit nach dem Wohlgefallen des Vaters empfangen." Adv. haer. 4,26, 2; vgl. ebd. 4, 33, 8. Den Wert und die Schönheit dieser Gabe schildert uns derselbe Kirchenvater in herrlichen Worten: „Die Predigt der Kirche ist in jeder Hinsicht unveränderlich und gleichmäßig; sie hat für sich .. das Zeugnis der Propheten und Apostel und aller Jünger, wie am Anfang der Zeiten, so in der Mitte und am Ende, die ganze Heilsordnung Gottes hindurch und in all dem, was er zum Heil der Menschen zu tun gewohnt war, wie unser Glaube es lehrt. Diesen haben wir von der Kirche empfangen und bewahren ihn so auf. Ihn hat der Hl. Geist gleichsam in ein ganz kostbares Gefäß jugendfrisch hineingetan, und jugendfrisch erhält er das

Gefäß, in dem er sich befindet. Dieses göttliche Geschenk nämlich ist der Kirche anvertraut, damit gleichsam das Geschöpf beseelt werde und alle Glieder, die an ihr Anteil haben, das Leben empfangen. In ihr ist niedergelegt die Gemeinschaft mit Christus, d. h. der Hl. Geist, die unverwesliche Arche, die Befestigung unseres Glaubens, die Himmelsleiter zu Gott ... Wo die Kirche, da ist auch der Geist Gottes; und wo der Geist Gottes, da ist die Kirche und alle Gnade; der Geist aber ist Wahrheit. Die den Geist der Wahrheit nicht aufnehmen, empfangen von den Brüsten der Mutter keine Nahrung zum Leben, noch das von dem Leibe Christi ausgehende, hellsprudelnde Quellwasser, sondern ‚graben sich durchlöcherte Zisternen aus Erdlöchern' (Jer 2, 13), und trinken aus Gruben faules Wasser. Um nicht belehrt zu werden, verwerfen sie den Hl. Geist." Adv. haer. 3, 24, 1.

In dieser Überzeugung denken und schreiben die Väter und Kirchenschriftsteller aller Jahrhunderte. Sie war seit den Tagen des Urchristentums so stark, daß man es nie für notwendig hielt, die Lehrgewalt der Kirche ausdrücklich als Glaubenssatz zu erklären.

Es entspricht ja auch ganz der Weisheit Gottes, bei einer übernatürlichen Offenbarung der Menschheit die größtmögliche Sicherheit zu geben. — Und wenn wir erst die innige Beziehung der Kirche zu Christus kennen und die schönen Bilder des hl. Apostels Paulus betrachten, ja wenn Christus, der die Wahrheit selbst, in vollstem Sinne das Licht der Welt, das Haupt der Kirche ist, die Kirche sein Leib, seine Braut ist, wie sollen da Irrtum, Zweifel und Finsternis beim hl. Glauben möglich sein?

Hieraus ergibt sich für das Lehramt der Kirche das Recht, den Irrtum zu verurteilen, wenn er eine Gefahr für den Glauben bedeutet. Darum kann und muß sie auch Bücher verurteilen, die solche Irrtümer enthalten. Stets hat die Kirche Gebrauch von diesem Recht gemacht. Man denke nur im christlichen Altertum an die Bücher des Arius, Nestorius, der Manichäer und der anderen Häretiker und Irrlehrer.

Das Recht und die Pflicht, Bücher für die ganze Kirche zu verbieten, hat die oberste kirchliche Behörde, der Papst und das allgemeine Konzil. Das Verbot kann erfolgen durch ein besonderes Apostolisches Schreiben oder durch die oberste Glaubensbehörde, das Hl. Offizium. Auch Partikularkonzilien und Ortsordinarien können für ihre Untergebenen Bücherverbote erlassen, ebenso der Abt eines selbständigen Klosters und der oberste Leiter einer exemten klerikalen Genossenschaft mit ihrem Kapitel oder Rat. Die vom Apostolischen Stuhl verbotenen Bücher sind überall verboten, auch in ihren Übersetzungen. (c. j. c., 1395—96; vgl. Eichmann, Lehrbuch des Kirchenrechts. Paderborn 1930, S. 228—233.)

Verurteilt die Kirche ein Buch, so ist es selbstverständlich Gewissenspflicht eines jeden Katholiken, das kirchliche Bücherverbot zu beobachten, auch wenn ihm die Lesung eines verbotenen Buches keine Gefahr bringt. Denn Kanon 21 bestimmt: „Die Gesetze, die gegeben sind, um eine allgemeine Gefahr zu verhüten, verpflichten, auch wenn in einem Einzelfalle keine Gefahr vorhanden ist."

Und wie verpflichtet es? Es ist allgemeine Lehre der Theologen: „Jedes Buch, das verboten wird, wird als sub gravi verboten angenommen." Das gilt heute um so mehr, als es nicht mehr durch die alte Indexkongregation geschieht, sondern durch das hl. Offizium. Ein solches Verbot ist aber eine Entscheidung von Richtern, die im Auftrage der höchsten Gewalt der Kirche über die Fragen des Glaubens und der guten Sitte zu wachen haben (Canon 247 § 1). Zudem sei daran erinnert, mit welcher Vorsicht und Gewissenhaftigkeit nach festen Regeln vom hl. Offizium gearbeitet wird, daß der Heilige Vater, der selbst Präfekt des hl. Offiziums ist, ausdrücklich persönlich das Verurteilungsdekret bestätigen muß, freilich in forma communi.

Es ist klar, daß es eine parvitas materiae in einem sub gravi verbotenen Buche geben kann, wenn es sich z. B. um einen kleinen Teil handelt, oder um Teile, die weniger gefährlich sind. Die parvitas ist aber nicht mechanisch festzustellen, und wenn von Moralisten Zahlen angegeben werden, so sollen das nur Beispiele sein. Die Materie wird bestimmt durch die Gefahr, die das Lesen des Buches mit sich bringt. Ob die Gefahr groß oder klein ist, hat nicht der einzelne Leser zu entscheiden. Eine Materie, die an sich oder den meisten Gläubigen eine schwere Gefahr bringen kann, ist für alle Fälle als schwer zu betrachten, wenn auch in einem Einzelfalle per accidens die Gefahr größer oder kleiner sein sollte. Die Gefahr wird noch größer und schwerer durch den täglichen Gebrauch, besonders wenn Schriften wegen ihrer ganzen Tendenz verurteilt werden.

Ein Bücherverbot bewirkt, daß das Buch ohne notwendige Erlaubnis weder herausgegeben, noch gelesen, noch behalten, noch verkauft, noch übersetzt, noch irgendwie andern mitgeteilt werden kann. (c. 1398 § 1.)

Von Rechts wegen sind ohne weiteres verboten u. a.

„Schriftwerke aller Schriftsteller, die Häresie oder Schisma verteidigen oder die Grundwahrheiten der Religion zu untergraben suchen;

Schriftwerke, die die Religion und die guten Sitten systematisch bekämpfen;

Bücher irgendwelcher Nichtkatholiken, die ex professo von der Religion handeln, wenn nicht feststeht, daß nichts gegen den katholischen Glauben in ihnen enthalten ist;

Schriftwerke, die irgend ein katholisches Dogma bekämpfen oder verspotten, vom Apostolischen Stuhl verworfene Irrtümer schützen, den Gottesdienst herabsetzen, die kirchliche Disziplin zu erschüttern versuchen, den geistlichen oder Ordensstand vorsätzlich beschimpfen." (c. 1399.)

Dispens vom Bücherverbot erteilt der Apostolische Stuhl, entweder allgemein oder für einzelne Fälle. Die Ordinarien dispensieren von ihren eigenen Bücherverboten; kraft gesetzlicher Delegation können sie auch ihre Untergebenen für einzelne Bücher und von diesen nur in dringenden Fällen dispensieren; kraft ausdrücklicher allgemeiner Vollmacht des Apostolischen Stuhles können sie dispensieren und in diesem Fall ihren Untergebenen gestatten, die verbotenen Bücher zu behalten und zu lesen, sollen diese Erlaubnis aber auch nur mit Auswahl und aus gerechten und vernünftigen Gründen erteilen. (c. 1402.)

Jede Erlaubnis wird natürlich unter der Voraussetzung erteilt, daß das Lesen dem Seelenheil nicht schadet. Bei dieser Gefahr ist schon jeder durch das Naturgesetz verpflichtet, sich der Lektüre zu enthalten. (c. 1405 § 1.)

Als Strafen kommen in Betracht nach c. 2318 die Exkommunikation, deren Aufhebung dem Papst in besonderer Weise vorbehalten ist, für zwei Fälle:

1. wenn jemand trotz des Wissens um die Exkommunikation Bücher von Abtrünnigen, Irrlehrern oder Schismatikern erscheinen läßt, liest, bewahrt und verleiht . . ., in denen Abfall, Irrlehre oder Kirchentrennung gerechtfertigt werden sollen;

2. wenn jemand Schriften, die durch apostolisches Schreiben unter namentlicher Aufführung ihres Titels verboten worden sind, wissentlich liest oder aufbewahrt.

Sonst ist das Lesen und Behalten verbotener Bücher nicht unter Strafe gestellt, wohl aber immer Ungehorsam gegen das Kirchengesetz und Sünde.

MITTEILUNGEN

RELIGIÖSE JUGENDFÜHRUNG UND -BILDUNG.

Von Irenäus von Mainz.

Eine Gewissenserforschung.

Vereinzelt tauchten nach der Umwälzung im Frühjahr 1933 in der katholischen Tagespresse Artikel auf, die entgegen den bis dahin gewohnten Lobreden auf alles von unserer Seite auf politischem Gebiet Geschaffene und Unterhaltene die Sonde der Kritik ansetzten, taktische Fehler aufzuzeigen suchten und sich bemühten, gangbare Wege in die Zukunft zu weisen. Sofern und insoweit diese Untersuchungen von aufrichtiger Liebe zu Kirche, Volk und Vaterland getragen waren und mit Achtung und Pietät gegen die Vergangenheit, die in ihr tätig gewesenen Personen und ihre Leistungen Hand in Hand gingen, haben sie sicher manches Gute gewirkt. Sollte nicht auch eine pädagogische Gewissenserforschung, die sich freihält von pharisäischer Selbstgerechtigkeit und über den Schlacken, die sie feststellen muß, den verborgenen Edelgehalt nicht verkennt, unserer künftigen Jugendführung und -bildung von Nutzen sein? Der Versuch sei wenigstens unternommen, selbst auf die Gefahr hin, daß er Widerspruch auslöst und zuweilen Selbstverständlichkeiten in Erinnerung rufen muß. Zur Selbstbesinnung und Prüfung wird er zum mindesten anregen.

I.

In der katholischen Jugenderziehung und -führung gibt es oberste Prinzipien und Regeln, die nie ganz vergessen und außer acht gelassen werden dürfen, weil sie unmittelbar aus Offenbarungswahrheiten abgeleitet sind, oder die Quintessenz von pädagogischen Erfahrungen langer Jahrhunderte darstellen. Dazu gehören die Einstellung aller erzieherischen Bemühungen auf das letzte Ziel des Zöglings, die richtige Wertordnung der Güter des Lebens sowie die Rücksicht auf den gefallenen Zustand des Menschen und die in jedem schlummernde böse Begierlichkeit. Wohl mögen besondere Zeitumstände und -nöten daneben eine Hervorhebung auch anderer Erkenntnisse und Wahrheiten rechtfertigen, so des bekannten Axioms, daß die Gnade die Natur voraussetzt und sie zur Vollendung führt, und daß der Mensch ebensowenig vom Worte Gottes allein lebt, als vom Brot. Aber eine solche pädagogische Umstellung sollte doch immer nur allmählich, gleichsam in Wellenlinien, vor sich gehen und nie einem jähen Bruch mit der Vergangenheit gleichkommen. Gegen diese Forderung, über deren Berechtigung unter Katholiken wenigstens ein Zweifel nicht obwalten dürfte, scheint mir die Erziehungspraxis der letzten 20—25 Jahre nicht selten verstoßen zu haben. Während früher vielleicht ein zu ängstliches Festhalten an überlieferten, aber keineswegs sakrosankten Formen und Bräuchen zu beobachten war, unter denen das Leben in Gefahr stand zu versanden, machte sich unter dem Einfluß der Jugendbewegung, der Auflockerung der Kriegs- und Nachkriegszeit und der

damit zusammenhängenden Besetzung wichtiger pädagogischer Posten mit z. T. hoch ideal angelegten, aber zu wenig geschulten Kräften häufig eine Traditions- und Pietätlosigkeit geltend, die eher alles andere als katholisch genannt zu werden verdient. Statt vorhandene lebensfähige Einrichtungen, die erstarrt schienen, zunächst einmal wieder mit dem ursprünglichen Inhalt und Elan auszustatten, nahmen diese tatendurstigen Stürmer, unbeschwert von jeder Erfahrung und auf den Rat älterer Mitbrüder verzichtend (die galten, hatten sie einmal die Vierzig überschritten, als rettungslos verkalkt), die Freiheit für sich in Anspruch, bisher nie Dagewesenes an die Stelle des Bestehenden und Bewährten zu setzen, das natürlich durch den Reiz der Neuheit vorübergehend eine größere Anzahl Jugendlicher gewann, um schon nach wenigen Jahren wieder abzusterben und seine Anziehungskraft zu verlieren. Wir erinnern uns in diesem Zusammenhang der freundschaftlichen Warnung, die wir in diesem Sinn als völlig Unbeteiligte einem jungen eifrigen Kaplan gegenüber aussprachen, dem von seinem kranken Pfarrer allzuviel freie Hand gelassen wurde. Der wohlgemeinte Rat wurde nicht gehört; die geschaffene Neueinrichtung auf dem Gebiet der Jugendführung schien sich zu bewähren, besonders seitdem eine auffallende und schmucke Uniformierung neben anderen eingeräumten Vorrechten die Werbung für den Beitritt unterstützte. Zwei oder drei Jahre später allerdings liefen die Jungen schon wieder schreienderen Farben nach, und der enttäuschte Gründer gestand dem Schreiber dieser Zeilen: Hätte er so manches vorausgesehen, dann hätte er die neue Innung nicht aufgemacht. Um die Betreuung der Jungmannschaft war es damit in der betreffenden Pfarrei auf Jahre hinaus geschehen. Formen vermögen eben auf die Dauer nicht zu fesseln; das vermag nur tiefer, erzieherischer Gehalt. An diesem Gehalt aber ließ man es nicht selten fehlen, wenigstens behandelte man ihn manchmal allzu stiefmütterlich, während Äußerlichkeiten, Belanglosigkeiten, Mittel zum Zweck häufig, als wären sie die Hauptsache, eine vordringliche Behandlung erfuhren. Wo eine Gruppe tagte oder zeltete, wie sie sich kleidete, ihre Ferien verbrachte, und durch welche Erholungen und Vergnügungen sie ihre Mitglieder zusammenhielt, war Gegenstand wochenlanger Besprechungen; wie sie ihre Leistungen für die Schule und das Leben hob, davon hörte man selten oder nie. Mochten die für die Fastnachtszeit geplanten musikalischen oder theatralischen Darbietungen auch ausnahmsweise einmal in die Tage nach Aschermittwoch fallen, was verschlug das schließlich? Mochte die für die Feier von Mariä Empfängnis herkömmliche Adventskommunion auch einmal unentschuldigt versäumt werden, wichtiger erschien dem neuen Leiter der katholischen Schülerorganisation, daß das für den Tag von ihm angesetzte Rodelvergnügen das fröhliche Leben und Treiben der betr. Gruppe offenbarte, auch wenn die dadurch eintretende Durchbrechung der Tradition einen neuen Vorwand für das völlige Fernbleiben minder eifriger Mitschüler schuf. Liefen solche und ähnliche Fehlgriffe, ganz abgesehen von den Pietätlosigkeiten gegen Einrichtungen und Personen, die nicht selten damit verbunden waren, nicht oft auf eine falsche Rangordnung der Werte hinaus? „Haben wir nicht", so lasen wir kürzlich in einem bemerkenswerten Artikel der R. M. V. (von W. G.), „zuweilen das, was wir schwache Menschen nun einmal als „Mittel", als „Lockmittel" brauchen, damit wir zum Eigentlichen aufnahmefähig werden,

— haben wir das Wandern und den Sport und die Kluft und das Lied nicht zuweilen zur Hauptsache werden lassen? Und haben wir uns nicht vielfach praktisch mit einem Mindestprogramm, mit religiösen Mindestforderungen begnügt, weil wir fälschlicherweise glaubten, auf diese Weise einer möglichst großen Zahl von werdenden Menschen in ihrer Entwicklung dienen zu können? . . . Es geht im katholischen Jugendbund um Formung des gläubigen Menschen, um Glaubenskenntnis und Glaubensbekenntnis, um Erziehung zum mündigen Christen. Der Weg dazu wird in erster Linie Schulung (und, so fügen wir aus langjähriger Erfahrung hinzu, möglichst lückenlose Gewöhnung) sein." —

Aber nicht nur die richtige Wertordnung ließ manchmal zu wünschen übrig, man vermißte mitunter auch die weise erzieherische Rücksichtnahme auf den gefallenen Zustand des Menschen und auf die Schranken, die sich daraus für das Verhältnis der beiden Geschlechter ergeben. Ein schon vor beinahe 20 Jahren wegen seiner geist- und gehaltvollen Schriften in unserem Lager mit Recht angesehener und gefeierter Pädagoge — durch wertbeständige praktische Arbeit hatte der feinsinnige Theoretiker den Beruf zum Reformator weniger erwiesen — glaubte, obwohl selbst nicht deutscher Herkunft, gelegentlich darauf hinweisen zu müssen, die strenge, seither gewohnte Auseinanderhaltung der Jungen und Mädchen entspreche weniger germanischer als romanischer Art. Andere setzten — schwerlich ganz im Sinn des Vorgenannten — die Anregung um in die Tat. Gemeinsam wurde hie und da gesungen und gewandert, Reigen getanzt und Theater gespielt; selbst zu gemeinsamen religiösen Sonderfeiern und Kommunionen wurde mancherorts aufgerufen. Alles war hochideal gedacht und zweifellos von den besten Beweggründen eingegeben. Was dabei herauskam? Bestenfalls verfrühte Annäherungen, Unordnung im Gefühlsleben der Jugendlichen, viel Ablenkung und Verzettelung, die man vor sich und den Eltern und Erziehern damit glaubte entschuldigen zu dürfen, daß ja Geistliche dahinterstanden, und alles ganz katholisch aufgezogen war. Selbst ein früherer Hauptbefürworter dieser gelockerten Absperrung mußte schließlich in dem ihm damals zur Verfügung stehenden Jugendorgan gestehen, seine seelsorglichen Erfahrungen hätten ihn dazu geführt, von weiteren gemeinschaftlichen Veranstaltungen abzusehen. Diese Erfahrungen hätte der Herr Kaplan sich ebenso wie den ihm anvertrauten Jugendlichen die damit für sie verbundenen Nachteile ersparen können, hätte er sich beraten lassen von den besten Vertretern der 2000jährigen Erziehungsweisheit der Kirche, oder, wenn ihm das eines jungen katholischen Priesters unwürdig schien, von der Erziehungspraxis selbst der Primitiven, die uns die Untersuchungen von Koppers u. a. als so kluge und strenge Gegner jeglicher Koëdukation kennen gelehrt haben.

Eine Bemerkung mehr nebensächlicher Art vermögen wir im Zusammenhang mit diesen kritischen Beobachtungen nicht ganz zu unterdrücken. Sie betrifft die Gewandung des Geistlichen und seine äußere Erscheinung vor der Öffentlichkeit. Ist es nicht merkwürdig, daß in dem Maße, in dem die Uniformierung der katholischen Jugendbünde Fortschritte machte, die Einheitlichkeit der Kleidung bei ihren geistlichen Führern zurückging? Eine wahre Sucht macht sich mitunter bemerkbar, sich möglichst laïkal zu tragen, oder sich wenigstens durch geringe Abweichungen in Schnitt oder Rock-

aufschlag vom Durchschnitt abzuheben für den Fall, daß besonders erlassene (ob auch durchgeführte?) Diözesanvorschriften Ausnahmen nicht gestatteten. Der Verfasser möchte nicht mißverstanden werden; er gehört nicht zu denen, die eine Um- und Weiterbildung der klerikalen Gewandung je nach den Bedürfnissen von Ort, Land und Zeit unter allen Umständen verpönt wissen wollen, oder die gar den Erfolg des priesterlichen Wirkens abhängig machen von der Länge des Rockes. Ob aber das Bestreben, zumal vor der Jugend möglichst modern und anders wie die anderen zu erscheinen, eine besondere Reife verriet, und ob der Verdacht unberechtigt war, es werde um Zucht und Disziplin kaum sehr gut stehen in einem Internat, dessen Vorstände in ihrer Kleidung gegen die wiederholt eingeschärften Diözesanvorschriften offensichtlich verstießen? Auch auf dem Gebiete der Erziehung dürfte das Wort der Schrift seine Geltung behalten: „Vir oboediens loquetur victoriam." (Prov. 21, 8.) — Dagegen verriet es zweifellos einen guten Blick für echte pädagogische Werte, wenn sich die junge Erziehergeneration lange vor dem Erscheinen der Arbeiten von L. Bopp und A. Stonner durchweg mit größerem Eifer als früher die Pflege der Liturgie angelegen sein ließ. Freilich ging auch hier die Entwicklung nicht in Wellenlinien vor sich, noch blieb sie vor bedauerlichen Einseitigkeiten und unhaltbaren Extremen bewahrt. Anstatt vor allem einmal wieder das Wesen der liturgischen Opferhandlung, speziell der Mitfeier der Gläubigen, an die Jugendlichen heranzubringen und sie für die großen Gedanken und Impulse der einzelnen Festzeiten zu gewinnen, wie es auch schon das zähe verfolgte Ziel früherer erleuchteter Pädagogen gewesen war, blieb man nicht selten an Nebensachen und Äußerlichkeiten haften und verurteilte in Bausch und Bogen, was den eigenen Vorstellungen und Idealen nicht entsprach. Das Rosenkranzbeten während der hl. Messe (ebenso wie die, wenn auch durch noch so dringende seelsorgliche Gründe gebotene Kommunionausteilung vor derselben) wurde als liturgische Todsünde ausgegeben, vor der man sich trotz bis in die Gegenwart hineinreichender päpstlicher Empfehlungen selbst von der Kanzel herunter eindringlich zu warnen veranlaßt sah. (Als ob nicht auch dies, andächtig und verständnisvoll verrichtet, den Gang der hl. Opferhandlung zu begleiten und als Vorbereitung auf den Genuß der Opferspeise zu dienen, gelegentlich geeignet sein könnte; „der Geist ist's, der lebendig macht.") Die Gesangbücher mit ihren deutschen Hochämtern und Singmessen, von denen manche in geradezu vorbildlicher Weise die Gedanken der einzelnen Meßteile und Festzeiten in die Volkssprache übersetzen, — man sehe sich daraufhin einmal das Mainzer Diözesangesangbuch an! —, wurden zum alten Eisen geworfen. Klosterneuburger Texte, mit denen das Volk häufig nichts anzufangen verstand, und deren Poesie sich mit der jener alten deutschen Fassungen überhaupt nicht in Vergleich bringen läßt, sollten sie ersetzen. Ähnlich radikal wie mit den Texten verfuhr man mit der Musik und dem Gesang. Anstatt zunächst einmal die im Gebrauch befindlichen deutschen Lieder nach Inhalt und Weise — sie ist, wie der Kenner weiß, oft nichts anderes als eine glückliche Bearbeitung altkirchlicher Choral- und Hymnenmelodien — zu erklären und für einen würdigen, verständnisvollen Vortrag zu sorgen, um erst danach zu versuchen, ob und inwieweit unter den gegebenen Verhältnissen der lateinische Choral, den kirchlichen Bestimmungen entsprechend, eingeführt und dem in Abteien

und Kathedralkirchen erreichten Ideal angenähert werden könne, ersetzte man mancherorts den erhebenden deutschen Volksgesang allzu rasch durch ein sich sehr zu Unrecht „römischen Choral" nennendes, schleppendes Singen, das die gesund empfindenden, regelmäßigen Besucher aus dem Hochamt vertrieb. Muß man unerleuchteten Reformeifer dieser Art immer noch einmal darauf hinweisen, daß er sich für seine Neuerungen zu Unrecht auf Pius X. beruft? Seiner Forderung „Ihr sollt nicht in der Messe singen, ihr sollt die Messe singen" wird auch durch unsere deutschen Singmessen und Hochämter entsprochen. Daß daneben, so wirklich die Voraussetzungen dafür gegeben sind, der gregorianische Choral wieder zu Ehren gebracht werden soll, versteht sich von selbst. Nur täusche man sich nicht über Ausdauer und Mühe, die notwendig sind, wenn eine wirklich würdige Feier des Gottesdienstes unter möglichst allgemeiner Beteiligung des Volkes damit erreicht werden soll. Was wir in verschiedenen deutschen und ausländischen Diözesen zu hören und zu beobachten Gelegenheit fanden, hat uns nicht darüber im Zweifel gelassen, wo eine Reform zuerst einzusetzen hätte, und wo das Wort von der Verehrung Gottes im Geist und in der Wahrheit noch am ehesten verwirklicht schien. Der Geistliche, der seine Aufgabe weniger im Ausreißen und Zerstören, als vielmehr im Aufbauen und Pflanzen erblickt, hat auch auf dem Gebiet der liturgischen Erziehung wichtigere Dinge zu tun, als die ihm anvertraute Jugend mit Geringschätzung vor der hergebrachten, von der Kirche geduldeten und von Männern wie Bischof Ketteler und dem Dogmatiker Heinrich empfohlenen und geförderten Feier des Gottesdienstes zu erfüllen[1].

II.

Wird, wie der Mitarbeiter der R. M. V. in seinen oben zitierten Ausführungen richtig bemerkt, das Kernstück auch der katholischen Jugendführung immer die Vertiefung und Festigung im Glauben bleiben müssen, so hat sich die religiöse Bildung doch zunächst und in erster Linie in der Schule zu vollziehen. Nur in einem gewissenhaft und möglichst lückenlos erteilten Religionsunterricht wird der junge Mensch ein zusammenhängendes und anschauliches Bild gewinnen vom Ablauf der Heilsgeschichte, nur dort wird das Gebäude der katholischen Lehre so deutlich vor seinen Augen erstehen, daß er sich später leicht darin zurechtfindet und sich gründlich auskennt in den Räumen, zu denen Studium, Beruf oder besondere Lebensumstände ihn in Beziehung bringen. Angesichts einer so großen Bedeutung des Religionsunterrichtes mußte es wundernehmen, wie kühl ein Teil des jüngeren Klerus ihm gegenüberstand, und wie verhältnismäßig leicht er seine häufige Unterbrechung und Störung hinnahm. Billige Lorbeeren waren auf diesem Gebiet allerdings nicht einzuheimsen. Nur planmäßiger, gediegener und geduldiger Arbeit, von der in der Regel kein Lied und Heldenbuch sang, reifte mit den Jahren die ersehnte Frucht gründlicher Glaubenskenntnis und frohen Glaubensbekenntnisses. Gar zu leicht war man da manchmal geneigt, für die Schwierigkeiten, die zumal der Katechismusunterricht auch dem geschickten und eifrigen Geistlichen bot, den Stoff verantwortlich zu machen, und mit Verzicht auf seine eingehende und wiederholte

[1] Die Redaktion billigt nicht jeden Ausdruck und Gedanken, glaubte aber wegen der Bedeutung der Frage die hier ausgesprochenen Ansichten zur Diskussion stellen zu sollen.

Darbietung, seine verstandesmäßige Durchdringung und gedächtnismäßige Aneignung sich Gegenständen zuzuwenden, die mehr Interesse fanden, und bei deren Behandlung die Herzen leichter im Sturm erobert werden konnten. Wir erinnern uns eines äußerst rührigen jungen Geistlichen, der außerhalb der Schule für die ihm anvertraute Jugend viel Zeit und Mühe opferte, aber trotz gegenteiliger früherer Praxis in der Pfarrei den Erstkommunikanten nur wenige Wochen jeweils e i n e Stunde Unterricht erteilte in der Meinung, das sei für ihre Vorbereitung auf den Weißen Sonntag genug. Ein anderer arbeitete mit hingebendem Eifer an der Ferienbetreuung der Kinder und ihrer Unterbringung in katholischen Landschulheimen. In gewinnender und bewegender Weise wußte er die Möglichkeiten religiösen Erlebens für die Großstadtkinder innerhalb einer ländlichen Gemeinschaft zu schildern; der eigentliche planmäßige Religionsunterricht erschien ihm nebensächlich, und für die Notwendigkeit seiner lückenlosen Aufeinanderfolge ging ihm das Verständnis vollständig ab. Wir sind die letzten, die zumal in der Grund- und Volksschule einem einseitigen Intellektualismus das Wort reden möchten; aber ebensowenig wertvoll dünkt uns die Pflege eines vagen, inhaltsarmen Gefühlschristentums, das bekanntlich die Probe in den Stürmen des Lebens nicht besteht. Gewiß scheint uns dringend wünschenswert, daß recht viele Religionsstunden zu Augenblicken tiefer innerer Ergriffenheit, zu Höhepunkten weihevollen religiösen Erlebens führen. Nur sollte man auch diese Gefühls- und Stimmungswerte nicht überschätzen, am allerwenigsten in einer Zeit, wo ohnedies ein Eindruck den andern jagt, und Gemütsbewegungen höchstens solange vorhalten, als nicht ein neues stärkeres Erlebnis sie verdrängt. — Daß unsere früheren Religionshandbücher, zumal die alten Katechismen, wenig gemütsbildend angelegt waren und den Lerneifer nicht gerade beförderten, sei gerne zugegeben. Ansätze zum Besseren sind ja bereits vorhanden und führen hoffentlich mit den Jahren zu einer Vervollkommnung, die allen berechtigten Ansprüchen genügt. Trotzdem müssen wir gestehen, daß uns so manche absprechende Urteile, die mitunter wenig Objektivität und Sachkenntnis verrieten, wenig gefallen wollten. Schließlich bleibt es bei aller begrüßenswerten Unterstützung durch Wortfassung, Druck und Illustration doch Sache des Katecheten, dem zu behandelnden Stoff Leben einzuhauchen, ihn farbig, bilderreich und interessant zu gestalten, und die Schwierigkeiten für die Lernenden möglichst aus dem Weg zu räumen, eine Arbeit, die ihm von keinem, wenn auch noch so vollkommenen Lehrbuch abgenommen werden kann. Viel dringender als der Ruf „Fort mit den unkindlichen Lernmitteln!“ scheint uns zur Zeit die Warnung vor einem gegenteiligen Extrem. An die Stelle trockener, schematischer Leitfäden sind heute zumal im Religionsunterricht der höheren Schulen manchmal Bücher getreten, die sich durch glänzende Diktion, reiche, künstlerisch wertvolle Bebilderung und interessante Gruppierung des Stoffes auszeichnen, aber eher alles andere als L e r n bücher sind. Mitunter setzen sie — wir denken da beispielsweise an eine vielgerühmte neue Kirchengeschichte — als bekannt voraus, was erst dargeboten werden sollte, und machen eine gedächtnismäßige Aneignung und Wiederholung für den Schüler nahezu zu einem Ding der Unmöglichkeit. Da brauchte dann nur noch der Religionslehrer im Unterricht Steckenpferdchen zu tummeln, statt sich mit allen der Methodik und

den Meistern der Katechese abgelauschten Kunstgriffen der lebensnahen und warmherzigen Darbietung des zu behandelnden Stoffes und seiner wiederholten Einprägung zu befleißen, und eine religiöse Unwissenheit schoß in die Halme, die mitleiderregend war und die verhängnisvollsten Folgen im späteren Leben zeitigen mußte. Brauchen wir nach den Erfahrungen der letzten Jahre wirklich noch den Wert klarer Begriffe und gediegener Kenntnisse auf religiösem Gebiet zu erhärten? Ist uns die Konfusion, die in manchen Reden und Auslassungen zu Tage tritt, noch nicht groß genug? Wir denken dabei keineswegs nur an die Entgleisungen akatholischer oder dem kirchlichen Leben fernstehender Kreise. Auch bei durchaus gläubigen und gebildeten Katholiken fehlt es häufig genug an Klarheit und Präzision. Man frage doch einmal einen praktizierenden Durchschnittsakademiker, was er vom Wesen der Erbsünde, von der Unfehlbarkeit des kirchlichen magisterium ordinarium, von den allgemeinen Indexregeln und vom Eintritt und den Folgen einer Exkommunikation für den Betroffenen weiß. Von einem verdienten katholischen Laienschriftsteller lasen wir kürzlich geistvolle und herzgewinnende Ausführungen über den Segen wahrer Marienverehrung, die zeigten, daß der im übrigen hochgebildete Verfasser das Dogma der Unbefleckten Empfängnis, wie so häufig, verwechselte mit der unversehrten Jungfräulichkeit der Mutter des Herrn. Ließen sich dergleichen Mißverständnisse und die sich häufig daraus zwangsläufig ergebenden Glaubensschwierigkeiten nicht verhüten oder wenigstens einschränken, durch einen Religionsunterricht, der vor allem seiner Hauptaufgabe gerecht zu werden sucht und unbeirrt von Schlagworten und pädagogischen Eintagsströmungen auf der gründlichen Erfassung, Verarbeitung und Einprägung der katholischen Lehre besteht? Mag sein, daß ein Katechet mehr blendende Augenblickserfolge zu verzeichnen hat, der mit Verzicht auf eine lückenlose Darbietung des Lehrstoffs interessanten Spielereien nachgeht, seinen Schülern möglichst freie Hand läßt und bei der Wiederholung durch die Finger sieht; Dauerwirkungen für das Leben wird nur der Religionslehrer erzielen, der voll tiefen Verständnisses für die Jugendseele und ihre derzeitigen und späteren Bedürfnisse die ewigen Wahrheiten seinen Schülern geistvoll, anregend und warmherzig erklärt, ebenso weit entfernt von schwächlicher Nachgiebigkeit wie von kleinlicher Pedanterie auf ihre Aneignung dringt und gütig und fest zugleich zu ihrer Befolgung im Leben anleitet.

Wie denken wir uns also nach alldem den religiösen Jugendführer und -bildner? Welche Eigenschaften muß er unserer Überzeugung nach besitzen, damit er dem durch diese Gewissenserforschung gewonnenen Negativ als gewinnendes Positiv gegenübergestellt werden kann? Die Antwort entnehmen wir einem Nachruf auf den kürzlich verstorbenen P. Stanislaus von Dunin-Borkowski in der „Jungen Front" (Nr. 19) vom 13. Mai d. J. (Die Sperrungen rühren von uns):

„Welch ein Erzieher!... Alle seine Vorgänger sind ihm vertraut. Er übernimmt aus ihrem Werk, was er benötigt, aber er wird nicht ihr Sklave. Er steht, wie alle konservativen Erzieher, auf den tragenden Schultern derer, die vor ihm gelebt und gewirkt haben. Niemals hätte er es zu leugnen brauchen. Er wußte, daß die Welt nicht mit ihm begann. Er hatte Bescheidenheit genug, um sich immer wieder zu sagen,

daß all sein Tun lebte aus dem besten Gut der Vergangenheit und daß er Bausteine hingab für kommende Geschlechter. Er hatte nicht den Ehrgeiz der Gernegroße, die mit sich selbst den Lauf der Sterne verwandelt und den Beginn der Jahrhunderte gekommen wähnen. Er träumte nicht in den hellen Tag, weil er das Leben nicht vergewaltigte. Er kannte die Demut aller echten Erzieher, die bereit sind, zurückzutreten und abzunehmen, damit ihre Gefolgschaft wachse. Er hat sich nie gebrüstet mit seiner Leistung, nie die Reklametrommel gerührt. Er wirkte, wie alles Echte, aus und durch sich selbst. Er hat nie mit ausgestrecktem Zeigefinger auf sich selbst eitel hingewiesen: weil er nur dem Wirklichen Raum geben wollte, nie aber austrompetete, was als hohles Geschwätz und Ramschware eines billigen Jakob auf dem Erziehungsmarkt sich bei der Echtheitsprüfung schnell genug erweisen mußte. Wie alle großen Erzieher — deren Name man oft gerne im Munde führt, ohne ihnen leider auch nachzufolgen! — blieb er im Hintergrunde. Nicht, weil er die Öffentlichkeit hätte scheuen müssen, sondern weil er vom Geschrei der Öffentlichkeit wenig hielt, wenn es sich darum handelt, die Menschen zur Ganzheit und zum Einklang von Wort und Tat, von Wille und Wirklichkeit, von Blüte und Frucht zu erziehen. Er gehörte weder zu den Gernegroßen, die vom Erziehungswerk nur den Namen kennen und ausgeblasene Eier als vollwertige Ware anpreisen, noch zu den Gschaftlhubern, die auf jedem Jahrmarkt dabei sein müssen, weil sie sich einbilden, ohne sie könne ihr Jahrhundert nicht mehr auskommen. Er wollte lieber im Kleinen groß sein, als im Großen schmählich versagen: obschon man von ihm sagen kann, daß ihm auch das Große gelungen ist."

Wir haben dieser Charakteristik eines vorbildlichen Jugendführers und -bildners nichts hinzuzufügen.

HEINRICH FOELIX, EIN KURTRIERISCHER PRIESTER AUS DER ZEIT DER AUFKLÄRUNG

Von J. Wagner, Dechant i. R., Ehrenbreitstein.

Der Name Foelix war unter dem letzten Trierer Kurfürsten Clemens Wenzeslaus im Niederstift ein häufiger; es sind allein drei Priester dieses Namens aus Koblenz und Ehrenbreitstein hervorgegangen: zwei Söhne des Hofmedikus Jakob Foelix, von denen der ältere, Johann Nepomuk Wilhelm, geb. am 8. 8. 1766 in Ehrenbreitstein, Kaplan an Liebfrauen in Koblenz, Vikar in Windesheim, Pfarrer in Dickenschied und Gemünden auf dem Hunsrück war und 1829 als Pfarrer von Stromberg bei Kreuznach gestorben ist. Der jüngere Sohn Jakob, geb. am 23. 10. 1772 in Koblenz, wurde am 29. 8. 1800 in Frankfurt a. M. zum Priester geweiht und ist am 5. April 1849 als Domdechant in Limburg gestorben, nachdem er vorher eine ganze Reihe von Pfarrstellen auf dem Westerwald bekleidet hatte. Aber auch der am Hofe in Ehrenbreitstein lebende, berühmte und ganz hervorragende Hofkunstmaler Heinrich Foelix, hatte einen Sohn, Heinrich Franz, geboren am 3. November 1770 in Ehrenbreitstein, das zweite von 10 Kindern, der 1792 in Trier zum Priester geweiht wurde. Sein Studium und seine

Weihe fielen in die Zeit schwerer religiöser und politischer Wirren; sein Schicksal ist ein gar seltsames gewesen und dürfte sicher manche Leser dieser geschätzten Zeitschrift sehr interessieren.

Schon früh zeigte sich bei dem kleinen Heinrich Foelix ein ganz vorzügliches Talent, und mit Hilfe des Bruders der Mutter, des bekannten kurfürstlichen Archivars und Geheimsekretärs Heinrich Franz Anschuez, dem wir die Rettung der meisten kurtrierischen Archivalien im Jahre 1794 verdanken, hofften die unbemittelten Eltern, den Knaben studieren lassen zu können. So kam dieser denn 1780 an das Koblenzer Gymnasium, fünf Jahre vor Joseph Görres, als die Jesuitenpatres längst vertrieben waren und die modernen Ideen auch bei den neuen geistlichen Lehrern dieser Schule bereits Eingang gefunden hatten. Aus einer unbemittelten aber frommen und gläubigen Familie hervorgegangen, hatte Heinrich Foelix von Kind auf den Wunsch, Priester zu werden, wie so viele in jener Zeit; sind doch allein im 18. Jahrhundert 120 Priester aus Ehrenbreitstein hervorgegangen. Leider hat das Koblenzer Gymnasium nicht dazu beigetragen, den vielleicht wirklich vorhandenen Priesterberuf im Herzen des jungen Studenten zu festigen. Über die damaligen Religionslehrer Prof. J. H. Gerhards aus Ransbach (Westerwald), Simon und Nikola, hat Dr. Reitz in den Mittelrheinischen Geschichtsblättern 1926 schon berichtet. Diese Geistlichen waren alle, wie auch das maßgebende Mitglied der kurfürstlichen Schulkommission, Matthie, auf der protestantischen Universität Göttingen vorgebildet, und mit Recht sagt Dr. Reitz von der ganzen damaligen Geisteshaltung auf katholischer Seite, daß man „kritiklos und unbesehen alles bestaunte und annahm, was von protestantischer Seite kam, so daß die Hörer den Eindruck bekommen mußten, daß alles Katholische wertlos sei." Auch der Einfluß des Illuminatenordens war um jene Zeit ganz unverkennbar; denn Kurfürst Clemens Wenzeslaus sandte auf Veranlassung des Schulpräsidenten Freiherrn von Dalberg den jungen Schmelzer, Professor der unteren Klassen, auf Kosten des Priesterseminars nach Göttingen, wo er zwei Jahre Philosophie studierte. Ganz auffallend ist, daß sogar drei Professoren des Trierer Priesterseminars und der Trierer Universität dem Kurfürsten rieten, junge Leute nach Göttingen zu schicken. Es waren dies der Assessor Leuxner, der an der Universität kanonisches Recht vortrug, der Moralprofessor Weber und der Regens des Priesterseminars, Konrad. Dabei ist bekannt, daß der meistgehörte Göttinger Philosophieprofessor Feder Illuminat war und als solcher den Namen Marcus Aurelius führte. Wahrscheinlich war auch der Koblenzer Religionslehrer Gerhards Illuminat; er hatte den größten Einfluß auf den jungen Foelix, der sein Lieblingsschüler war, und dieser Einfluß machte sich bei Foelix noch bis in die spätesten Lebensjahre bemerkbar.

Bis zu seinem Abgang von der Schule muß Foelix der beste Schüler des Gymnasiums gewesen sein. Nach der damaligen Koblenzer Zeitung, „Wöchentliche Koblenzer Frag- und Anzeigungsnachrichten" betitelt, erhielt Heinrich Foelix bei den jährlichen Schulfesten am Schluß des Schuljahres jedesmal einen Preis, meist sogar den ersten, zweiten und dritten, so auch noch in der obersten 6. Klasse im Jahre 1786 den 1. und 2. Preis in allen Fächern. Auch in der philosophischen Klasse erhielt er 1787

den ersten Preis. Daß er sich infolgedessen auch vieler Studien-Unterstützungen erfreute, läßt sich denken. Schon 1782 erhielt er „aus der Kabinettskasse des Kurfürsten in Ansehung seines guten Betragens und seiner Auszeichnung im Studieren" 40 Taler und später aus derselben Kasse noch einmal 30 Taler. 1785 betrug die Unterstützung, wie aus den nämlichen Hofkammerprotokollen hervorgeht, 40 Gulden, und ist hier Foelix ein „Schüler der Weltweisheit" genannt. Vielleicht hat er sich selbst schon damals so genannt, obwohl er erst zwei Jahre später in die Philosophie eintrat. Im Herbst 1788 beendete er in Koblenz sein humanistisches und philosophisches Studium und trat zu Trier ins Priesterseminar ein [1].

Auch hier scheint er sich ausgezeichnet zu haben; denn es wurde ihm vom Kurfürsten eine Freistelle zuteil; nur die ‚Utensilien' (wahrscheinlich Bücher und Kleider) war er zu stellen verpflichtet. Als ‚arm' bezeichnet zahlte er jedoch auch hierfür nach Ausweis der noch vorhandenen Kassenrechnungen in der Seminarbibliothek im Jahre 1788 noch nichts; doch war er in diesem Jahre auch erst eingetreten. 1790 zahlte er 2,36 und 1791: 1,18 Reichstaler. Seine Kosten im Trierer Priesterseminar waren also ganz minimal; dafür hatte man ihm die Aufsicht über die Seminarbibliothek übertragen und ihn zum Oberbibliothekar gemacht. Manche Freunde hatte er im Seminar, unter ihnen auch noch einen Verwandten aus Ehrenbreitstein, seinen Vetter Johann Bapt. Dominikus Anschuez, der später nach der Diözese Köln entlassen wurde. Wenn auch ein Grübler, so war Foelix doch bei seinen Mitalumnen beliebt; nur machten sich leider auch schon im Trierer Priesterseminar unter den Alumnen die verderblichen Göttinger Einflüsse sehr bemerkbar. Nach den Matrikeln der G ö t t i n g e r Universität hat Foelix dort n i c h t studiert; doch fand sich unter seinen hinterlassenen Papieren ein aus dem dortigen Kommersbuch abgeschriebenes Lied, das eigens für Seminaristen (Theologiestudenten) gedichtet war. In den beiden ersten Strophen wird Papst Gregor VII. verflucht wegen des Zölibates und Kaiser Joseph II. der ‚götterähnliche' genannt. Die dritte Strophe lautet: „Verhunzet euch ein Kirchenengel, Plagt euch Maibaum und Engelbret, Losstürmt auf euch jedweder Bengel Wild — aus der Menschheit Lazareth: Wer gibt euch Trost, wer hemmt das Drücken? wer rettet vom Martyrium? Nichts: als, sich in die Zeiten schicken: Küßt Mädchen — trinkt — und scheinet dumm". Ähnliche zur religiösen Heuchelei auffordernden Lieder sang man auch an der Bonner Universität. Hier hieß es: „Umhüllen die Pfaffen die Menschen mit Graus, Und löschen das ewige Wahrheitslicht aus, Und zerren die Zeiten des Gregor zurück: Wir schwören, wir hemmen

[1] Aus einem Kodex in der Bibliothek des Priesterseminars zu Trier geht hervor, daß Foelix, dessen gutes Talent mehrfach hervorgehoben wird, zu Herbst 1787 ins Seminar eintrat und bis Herbst 1792 darin verblieb. Von der Hand seines Professors Gertz findet sich über ihn folgende Bemerkung: „Auch er besuchte im Jahre 1792 nur die juristischen Vorlesungen. Er verließ das Seminar am 9. August, um am Koblenzer Gymnasium die Stelle eines Religionslehrers zu übernehmen. Er hatte ein vorzügliches Talent, war sehr fleißig, in der Literaturgeschichte außerordentlich beschlagen, auch mehrere Jahre hindurch Bibliothekar der Seminarbibliothek. Aus eigenem Antrieb erlernte er noch die spanische Sprache, und wenn ich nicht irre, auch die italienische."

der Welten Geschick!" Die Seminarzeit unseres jungen Foelix war zudem eine Zeit, in welcher auch in Trier und im ganzen Kurstaat die Revolution schon anfing, ihr Haupt zu erheben, wie solches in den Mitteilungen des Instituts für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande an der Universität Bonn (letzte Nummer der Rhein. Heimatblätter 1927, S. 599) des Näheren vom Verfasser dieses dargelegt ist. Kurfürst Clemens Wenzeslaus mußte sogar die Geheimräte v. Pidoll und v. Steinhausen beauftragen, in den öffentlichen Schulen und auch im Trierer Priesterseminar Visitation zu halten und je nach Befund auch eventuell Professoren vom Amt zu suspendieren. (Verf. v. 1. 12. 1789). Im Oktober des Jahres war es in Trier zu einem Aufstand gekommen, so daß der Kurfürst sich veranlaßt sah, beim Kaiser und den andern Kurfürsten um Hilfe zu bitten. Obwohl sich die Sache wieder bald friedlich beilegte, standen doch in Koblenz-Ehrenbreitstein von da ab stets 700 Mann unter Waffen, um auf Trier zu marschieren.

Es scheint, daß Foelix bereits im Jahre 1791 die Priesterweihe empfing. Der Kurfürst gestattete, daß er auf seinen Tischtitel geweiht werde, und war bemüht, auch für des jungen Priesters weiteres Fortkommen zu sorgen. Von 1791—92 dürfte Foelix noch in Ehrenbreitstein geblieben sein. Dann aber empfahl ihn Clemens Wenzeslaus dem ihm befreundeten Kurfürsten von Köln, Maximilian Franz, als Vorleser und Sekretär. Foelix erhielt diesen bevorzugten Posten im Herbst 1792, als er noch nicht 22 Jahre alt war.

Damit verließ er seine Heimatstadt Ehrenbreitstein, um nur noch selten dorthin zurückzukehren. In Bonn war das ehemalige, prachtvolle und mit seinen Gärten fast bis Poppelsdorf reichende kurfürstliche Residenzschloß 1777 einem gewaltigen Brand zum Opfer gefallen; die heutige Universität ist nur ein kläglicher Überrest davon. Der neue Kurfürst Max Franz, ein Bruder des Kaisers Joseph II., hatte im Mastiaux'schen Palais, dem heutigen Oberbergamt, Wohnung genommen.

Im Jahre 1780 war er Hochmeister des Deutschen Ritterordens und Koadjutor des Kölner Kurfürsten geworden. Als solcher hatte er vier Jahre lang seinen Wohnsitz in Mergentheim, wohin der Sitz des Deutschen Ritterordens längst von Königsberg aus verlegt war. 1784 bezog er dann die Residenzstadt Bonn und ergriff Besitz von seiner neuen Würde, 28 Jahre alt. Schon sein Vorgänger, Maximilian Friedrich, hatte 1773 zu Bonn eine Akademie ins Leben gerufen. Er aber erlangte gleich nach seinem Regierungsantritt von seinem kaiserlichen Bruder in Wien die Erlaubnis, diese Akademie in eine kaiserliche Universität umzuwandeln, und ist denn diese neue Bonner Universität auch am 20. November 1786 unter großer Feierlichkeit mit ungefähr 31 Professoren eröffnet worden.

Als der junge Foelix im Herbst 1792 nach Bonn kam, sah er sich in eine Umgebung und in Gesellschaftskreise versetzt, deren religiöse Ansichten im schärfsten Gegensatz standen zum Glauben seiner Kindheit und seiner frohesten Jugendzeit, auch zum Glauben seiner Heimatgemeinde und seiner gut katholischen Familie. Schon der Kurfürst selbst hatte mit seinem ersten Sekretär und Geh. Referendarius in kirchlichen Angelegenheiten, v. Wrede, 1786 am Emser Kongreß teilgenommen und durch ein höchst beleidigendes Schreiben an den Nuntius Pacca seine unkirchliche Gesinnung

offen an den Tag gelegt. Bei der Eröffnung der Bonner Universität im gleichen Jahre pries er seinen Bruder, den Kaiser Joseph II., als einen Mann wahrer Bildung und Aufklärung und forderte alle Fakultäten auf, in dessen Geist zu wirken; auch ließ er es an Proben seiner unehrerbietigen Gesinnung gegen den Papst nicht fehlen. Seine bisherigen Sekretäre Heckel, von Wrede, Floret und Abbé Dobler waren ganz in den Fußstapfen des Kurfürsten gewandelt. Von 1784—92 war v. Wrede Vorleser beim Kurfürsten gewesen; Foelix, der ihn in seinen Tagebuchblättern einen Socinianer nennt, wurde dann sein Nachfolger. Später sollte Wrede (1827) auf Vorschlag des Landgrafen von Hessen Bischof in Mainz werden; allein Papst Leo XII., der 1794—96 Nuntius in Köln gewesen war, lehnte seine Ernennung schroff ab mit der Begründung, daß Wrede schon damals „von nicht orthodoxer Lehre und von mehr als zulässig freien Sitten" gewesen sei; auch sei es nach den neuesten Nachrichten damit nicht besser geworden. 1792—94 war Foelix noch zusammen mit Wrede am kurfürstlichen Hof in Bonn; mit Floret und dem Geh. Referendarius von Breuning bildeten sie die nächste Umgebung des Kurfürsten. Schlimmer noch als bei Hof sah es an der Universität aus. Der angesehenste Professor war damals der Minorit Dr. Hedderich aus Bodenheim bei Mainz. Schon 1764, im 20. Lebensjahre hatte er in Köln Philosophie doziert und Privatvorlesungen gehalten über Theologie und Kirchenrecht; 1771—74 hielt er sich in Trier auf, wo er sich mit dem Weihbischof von Hontheim, mit Geheimrat Neller und Hofrat Frank befreundete und Vorlesungen im Minoritenkonvent hielt. Seine kirchenrechtlichen Werke wurden viermal in Rom zensuriert. Die bischöfliche Gewalt betrachtete er als die höchste in der Kirche, die päpstliche Unfehlbarkeit nannte er Unsinn. Dabei war er erzbischöflicher Bücherzensor, und nur so kann man es verstehen, daß der noch viel unkirchlichere Professor Eulogius Schneider einen Katechismus in Bonn herausgeben konnte, worin allem positiven Christentum widersprochen wurde und von der Gottheit Christi keine Rede war. Dieser Eulogius Schneider, ehemals Franziskaner, war 1789 zum Professor des Griechischen und der schönen Künste nach Bonn berufen worden, muß aber auf die jungen Leute daselbst den unheilvollsten Einfluß ausgeübt haben. Schon früh wegen seiner Kanzelberedsamkeit und seiner Dichtkunst gefeiert, sah er viele Studenten in seinen Vorlesungen, unter ihnen auch Beethoven. Dieser hatte sich an einer Subskription auf des Professors sehr schlüpfrige Gedichte beteiligt, war aber mittelbar auch von ihm zu seiner ersten größeren Komposition angeregt worden, den beiden Kaiserkantaten. Die Abschrift des Textes der schwulstigen Trauerkantate auf den Tod Kaiser Josephs II., verfaßt von einem jungen Studenten Averdonk, den Schneider mit den höchsten Lobsprüchen erhob, fand sich noch in den Nachlaßpapieren unseres Foelix, obwohl dieser in Bonn nicht mehr mit Schneider zusammengekommen sein dürfte, da letzterer vom Kurfürsten wegen der Katechismus-Affaire und einer verletzenden Äußerung wegen, die er sich gegen seinen Landesherrn hatte zuschulden kommen lassen, im Sommer in Ungnaden entlassen worden war. Er endete schon 1794 auf dem Blutgerüst in Paris. Papst Pius selbst hatte den Kurfürsten aufmerksam gemacht auf das unkirchliche Verhalten der Professoren Hedderich, Spitz, Dereser, Weimer, Froitzheim und Schneider.

Auch das Domkapitel in Köln sah sich veranlaßt, deshalb mit einer Beschwerde beim Kurfürsten einzukommen. Daraufhin waren endlich einige dieser Professoren entlassen worden. Aus dem Mainzischen war dann ein neuer geistlicher Professor N e e b nach Bonn gekommen (1792), der als Doktor der Philosophie und Theologie zunächst Logik und Metaphysik vortragen sollte; er begann sofort mit seinen Vorlesungen über Kant. Nicht unmöglich ist es, daß er dem Illuminatenorden angehörte; denn er hielt später noch eine ganze Reihe von Freimaurerreden, so 1833 in Frankfurt zum silbernen Jubiläum der Weihe des maurerischen Tempels „zur aufgehenden Morgenröte." Mit ihm befreundete sich Foelix schon bald in Bonn und hielt ihm auch unentwegt Freundschaft bis zum Tode.

Man kann es verstehen, daß ob all dieser neuen Eindrücke und Beobachtungen sich zunächst eine tiefe Schwermut des neuen erzbischöflichen Vorlesers und Geheimsekretärs Foelix bemächtigte, woraus sich dann später immer mehr eine religiöse Gleichgültigkeit entwickelte. Bei dem jungen Beethoven war es ganz ähnlich; aber er blieb in seiner guten und religiös gefestigten Familie, er hatte noch seine gute ebenfalls aus Ehrenbreitstein stammende Mutter bei sich, die er mit der ganzen Glut seines jugendlichen Herzens verehrte und liebte. Auch Foelix liebte seine Mutter sehr; an sie sind seine Notizen des damals angelegten Tagebuches gerichtet, von dem uns glücklicherweise noch einige wenige, aber meist zerrissene Blätter erhalten geblieben sind. Wenn man diese liest, so erkennt man daraus nicht nur seinen an sich edlen und pflichtbewußten Charakter, sondern man möchte fast als bewiesen ansehen, daß er wirklich einen guten Beruf zum Priesterstand hatte, der aber schon in Koblenz am Gymnasium erschüttert und in Bonn völlig vernichtet wurde. Er erzählt an einer Stelle dieses Tagebuches Gespräche aus seiner Umgebung, wie z. B. ein früherer Student sich seiner Erfolge in der Unsittlichkeit rühmte, wie er selbst mit einem Fremden in Disput kam über den Satz: „Der Mensch kann, was er will", wie ein Dritter den Satz aufstellte, „es sei ihm, schon um des Vorteils seiner Kinder willen, erlaubt, alles zu tun, sogar einen Aufruhr anzuzetteln; Konvenienz sei das höchste Gebot." — „Ich kann Ihnen nicht sagen, liebe Mutter, und kann es selbst nicht begreifen, wie mich diese Behauptungen sowohl, als die Erzählung empörten; ich konnte nicht schweigen und mußte mir Luft machen." Indessen sah und hörte er immer mehr, was seine früheren guten Grundsätze ins Wanken brachte, und so schreibt er später weiter: „Ich kenne mich selbst nicht mehr; ich bin mir ein Rätsel, und bin das auf eine Art geworden, die ich mir selbst zu erklären nicht imstande bin. Wie war ich bei meiner ehemaligen Überzeugung so ruhig! Jetzt quälen mich stets Zweifel, von denen ich zuweilen nicht einmal die Kühnheit habe, mir selbst Rechenschaft zu geben.... Helfen kann ich mir nicht; durch das Grübeln und Sinnen und Forschen und Nachdenken habe ich auch das Gefühl fürs Schöne, Edle, Erhabene und Gute verloren. Was wird noch aus mir werden? ... Im allgemeinen bemerke ich immer mehr, daß böse Sachen mit Gewalt bei mir den Meister spielen wollen. Die Erzählung guter Beispiele gleitet in Eile an mir vorüber; die Erzählung böser aber macht unwillkürlich Eindruck auf mich, läßt mich sie zwar nicht schön, aber doch natürlich finden, läßt mich auch über die Pflicht, solches zu

unterlassen, eine Zeitlang nachdenken. Das hilft aber wenig, weil ich kein Gefühl mehr für das Gute und die Pflicht habe. Ich bin doch unglücklich!"

In Bonn am Markt befand sich um jene Zeit ein vornehmes und behagliches Trinklokal, der ‚Zehrgarten', in welchem die Herrn der höheren Gesellschaftskreise, Räte, Professoren und Künstler verkehrten. Der alle anziehende Magnet des Hauses war die schöne Tochter der Besitzerin Koch, namens Babette. Sie war eine vertraute Freundin der Eleonore von Breuning, der späteren Gemahlin des Professors Wegeler aus Koblenz. Selbst Beethoven hatte eine große Verehrung für Babette, und noch 1793 schreibt er aus Wien mehrmals an sie und war sehr ungehalten darüber, daß er keine Antwort bekam. Auch die geistlichen Sekretäre des Kurfürsten, Heckel, Floret, Wrede, Foelix, und sogar der Bonner Landrat und Bürgermeister Graf Anton Belderbusch waren gern gesehene Gäste im Zehrgarten. Den letztgenannten Grafen bevorzugte Babette am meisten. Aber selbst Foelix scheint mit ihr in brieflichem Verkehr gestanden zu haben; denn auf einem abgerissenen Zettelchen seines Tagebuches finden sich folgende Worte eines Briefes an Babette: „Vor ein paar Tagen sprach der Kurfürst einmal von Ihrer Schwester und K. und ging dann zu Ihnen über: „Die Babette ist jetzt die Quasifrau des Grafen Belderbusch, er führt sie fleißig spazieren etc." — „Die B.", erwiderte ich gerührt und fest, „wird nie eine Quasifrau werden." „Wie ich heute Abend nach hause gehe, begegnet mir S(utor), und der erzählt mir nun, daß ihm gestern und heute schon von Verschiedenen gesagt worden sei, Sie würden Belderbusch heuraten und seyen jetzt schon seine — ich kann das Wort nicht schreiben." Dann beschreibt er seine Gefühle bei dieser Nachricht, die aber in den Blättern nicht mehr ganz leserlich sind. Der Kurfürst schien die Schwäche seines Sekretärs für die vielumworbene Babette Koch gemerkt zu haben und hielt sich wahrscheinlich verpflichtet, ihn davon abzubringen. Mit dem Ausdruck „Quasifrau" hatte er nicht so ganz unrecht; denn noch lebte die erste Gemahlin des Herrn Landrats und Oberbürgermeisters von Bonn, Grafen Belderbusch, die geborene Baronin von Wamboldt. Sie war 1792 ihrem widerwärtig gewordenen Gemahl entflohen um eines Freiherrn von Lichtenstein willen, der ein Verschwender war und zuletzt als Theaterdirektor in Wien verkümmerte. Darauf hatte sich Graf Belderbusch die schöne Wirtstochter Babette Koch zur Haushälterin genommen. Er bot ihr seine Hand an, die sie nicht ausschlug, obwohl sie wußte, daß eine Trauung nicht stattfinden konnte. Erst als schon die Franzosen in Bonn und die Zivilstandsregister eingerichtet waren, konnte am 9. August 1802 die bürgerliche Trauung vorgenommen werden. Eine kirchliche Trauung war auch dann noch unmöglich; allein als 1804 eine Tochter aus dieser Zivilehe hervorging, übernahm die Kaiserin Josephine von Frankreich, welche zufällig damals in Bonn weilte, die Patenstelle. Später vermählte sich diese kirchlich uneheliche Tochter Belderbusch's mit einem Freiherrn von Böselager und brachte diesem durch die Beerbung eines Oheims in Frankreich, der zugleich Staatsrat in Paris war, ungeheure Güter in die Ehe. Dieser Eheleute Böselager einzige Tochter heiratete einen Napoleon von Loé. Aus der ersten Ehe des Grafen Belderbusch waren keine Kinder vorhanden. Des Grafen Oheim in Bonn war der bekannte erste kurfürstliche Staatsminister, Geheimrat und Reichsgraf Caspar Anton Graf

von Belderbusch gewesen, dem der letzte Kurfürst Max Franz den Kurhut von Köln zu verdanken hatte; der Minister war dafür reich belohnt worden, aber schon im ersten Jahre der Regierung des neuen Kurfürsten gestorben.

Auf einem weiteren Tagebuchblatt erzählt der Geheimsekretär Foelix folgendes: „Diesen Morgen war der Kurfürst mit Wrede und mir aus der Kirche in einen vor der Stadt gelegenen Garten spazieren und frühstücken gegangen. (Es war dies wahrscheinlich 1798 in Frankfurt.) Während oder nach dem Frühstück fing der Kurfürst an: „Foelix liest jetzt den Kant. Ich habe ihn auf seinem Tisch gefunden. Ich hätte beinahe auch Lust, ihn zu lesen, wenn er die fatalen, griechischen Wörter nicht hätte etc." — Ich versicherte ihm, daß die Moral, welche ich jetzt läse, ganz verständlich seye, nur müsse man seine Gedanken beisammen halten, weil das Ganze, wie in der Mathematik, wie eine Kette zusammenhange etc. Es entspann sich ein langes Gespräch über Kants Philosophie, die ich, soweit ich sie kenne, in Schutz nahm, da ich glaubte, Recht zu haben. Wrede sowohl als der Kurfürst waren gegen mich, wie sich das ohnehin schon von selbst versteht. Ich wehrte mich jedoch, so gut ich konnte, und gab nicht nach, weil ich glaubte, Wrede habe Kant entweder gar nicht gelesen oder verstehe ihn nicht; denn er schwätzte zuweilen wunderliches Zeug. Ich bot ihm stets die Spitze, vielleicht auch deshalb, weil ich versichert zu sein glaubte, daß sein Eifer für die Religion, die durch diese Philosophie so sehr leiden sollte, erdichtet sei. Auf dem Heimweg sagte der Kurfürst: „Foelix will halt alles ausklügeln, darum verteidigt er es so. Wie er ja auch gegen den Zölibat ist, weil er gern eine Frau hätte." — „Ich bin gegen den Zölibat", versetzte ich, „und werde immer dagegen sein, wiewohl ich zweifle, ob ich auch nach seiner Aufhebung je heurathen würde." — Ganz ernst war mir das nicht; darum sagte ich auch: ‚Ich zweifle.' Wenn ich es jedoch kalt überlege, so glaube ich oft: ich würde es nie tun; denn für mich ist keine mehr auf der Welt." — —

Wie aus einem andern Tagebuchblatt hervorgeht, hatte Foelix später auch das regelmäßige Breviergebet aufgegeben und sogar an Sonntagen nicht immer die hl. Messe gelesen. Er schreibt an einem Sonntag: „Im Vorzimmer des Kurfürsten fragte mich Wrede wegen der katholischen Predigt. Ich sagte ihm, ich sei nicht dort, sondern in der reformierten Predigt gewesen. Darüber kam der Kurfürst, der meine Worte hörte. Er fragte sogleich: ‚Sie haben also nicht Messe gelesen?' Ich verneinte es, wie sich von selbst versteht, und setzte hinzu: es war nachher zu spät. Ich murmelte das nur als Entschuldigung hin, hätte aber wohl am besten nur ‚Nein' gesagt. Dann fing der Kurfürst eine kurze Predigt darüber an, daß ich meine Pflicht versäumt hätte, um meinen Vorwitz zu befriedigen. Ich antwortete kurz: eine Messe hätte ich gehört. Darauf ließ er sich von mir den Inhalt der Predigt und überhaupt den ganzen Gottesdienst erklären und suchte mir hierauf begreiflich zu machen, wie sehr ich gefehlt hätte, das Messelesen dem Anschauen einer Komödie hintanzusetzen. Ich sagte ihm, daß ich den reformierten Gottesdienst nicht als Komödie ansähe; mir sei jede Predigt recht, wo ich etwas Gutes höre. „Desto schlimmer", sagte er, „es darf Ihnen nicht m e h r sein." — „Da bin ich anderer Meinung. Ich frage nie, wer etwas sagt, sondern sehe nur darauf, was gesagt wird." Als ich nicht einsehen wollte, warum ich gefehlt hätte — denn anfangs verstand ich gar nicht recht, was er wollte,

sagte er, er wolle auch nicht behaupten, daß ich an sich etwas Böses getan hätte; wenn ich zuvor Messe gelesen hätte und dann erst hingegangen wäre, so hätte er nichts dagegen gehabt; so aber hätte ich Ärgernis gegeben. — „Wenn Ew. Durchlaucht Ärgernis daran nehmen", sagte ich, „so muß ich um Vergebung bitten; das wollte ich wahrlich nicht. Floret (der dabei stand) nimmt keins, das weiß ich." Floret versicherte dasselbe. Zuletzt fragte der Kurfürst: „Wissen Sie denn nicht, was Sie vornehmen, wenn Sie Messe lesen?" Sie können denken, Mutter, daß ich die Antwort auf diese Frage vermied. „Sagen Sie mir: Was ist die Messe?" Als ich nicht mehr ausweichen konnte, sagte ich: „Ich weiß wohl, was der Katechismus darüber sagt." — „Nein, nicht, was der Katechismus sagt, sondern was sagt Ihnen Ihr Herz? Ihre Überzeugung?" — Ich muß gestehen, daß ich eine halbe Minute kämpfte; zuletzt sagte ich: „Was meine Überzeugung sagt, weiß ich in der Tat selbst nicht. (Und so ist es auch. Die Möglichkeit leugne ich nicht und kann es nicht. Denn ein Widerspruch ist nicht da. Ich lasse es also dahingestellt.) Übrigens weiß ich wohl, daß es die Wiederholung des Opfers Christi am Kreuze sein soll." Da wurde der Kurfürst auf einen Augenblick weggerufen. Wegen der Folgen dieser Unterredung war ich nicht ganz ohne Sorgen; allein auf der andern Seite wünschte ich mir auch wieder Glück, jetzt in die Gelegenheit gekommen zu sein, wenigstens einige Menschen einen Blick in mein beunruhigtes Innere tun zu lassen. Der Kurfürst kam an diesem Tage nicht mehr auf die Unterredung zurück. Am andern Tag aber fiel es ihm wieder ein, täglich das Brevier mit mir zu beten. „Wo haben Sie Ihr Brevier?" — „Auf meinem Zimmer." Ich holte es. „Wie weit haben Sie heute schon gebetet?" — „Noch gar nichts." — „Wo hätten Sie es denn für heute nachgeholt?" — „Das hätte ich auf meinem Zimmer tun können." — „Mentiris! da hätten Sie es nicht beten können, weil Sie den ganzen Tag hier sind. Hätten Sie es wirklich gebetet?" — „Für die Zukunft kann ich nicht bürgen." — „Ecce, mentiris!" — „Nein, ich lüge nicht. Das pflege ich nicht zu tun." — „Da ist der Stolze, der alles ergrübeln und begreifen will und alles Positive wegwirft." — „Bitte um Verzeihung. So stolz bin ich nicht, daß ich mir solches anmaße. Ich weiß wohl, daß ich sehr wenig weiß, und was das andere (das Brevierbeten) betrifft, so kann ich nur einsehen, daß es absolut nicht immer möglich ist, und dabei lasse ich es."

Trotz der anscheinenden Strenge und der oft wechselnden Stimmung des Kurfürsten verstand dieser sich dennoch gut mit seinem Sekretär Foelix, den er hochschätzte und bei sich behielt bis zu seiner Rückkehr nach Wien, der wahrscheinlich zeitweise sogar sein Beichtvater war. „Domine Foelix", rief er ihn gewöhnlich an, wenn er bei guter Stimmung war, — „siegeln Sie den Brief; Sie wissen ja, an wen." Die meisten Briefe schrieb der Kurfürst in jenen harten Zeiten eigenhändig, hatte auch nicht gern, wenn sein Sekretär hineinguckte, sondern gab ihm nur die Adresse an und ließ dann den Brief versiegeln. Die Tätigkeit des Geheimsekretärs Foelix war eine recht anstrengende, da sie fast den ganzen Tag in Anspruch nahm. Der Kurfürst selbst arbeitete so eifrig mit, daß er sich kaum Zeit ließ, auf die Uhr zu sehen; er rief dann stets seinen Sekretär wegen der Zeit an. Als Foelix nun eines Tages seine Uhr verloren hatte, schenkte ihm der Kurfürst sofort seine eigene goldene Uhr, die er einst von seiner Mutter, der Kaiserin Maria

Theresia, zum Geschenk erhalten hatte. Das goldene Gehäuse dieser Uhr ist leider verkauft; das Werk befindet sich jedoch noch heute in der Familie Foelix.

Die furchtbaren Ereignisse des Jahres 1792 und die Eroberung von Speyer, Mainz und Frankfurt durch die Franzosen bewogen schon im Oktober dieses Jahres den Kölner Kurfürsten, Bonn zu verlassen und sich nach seinem andern Bistum Münster i. W. zu begeben. Nach den Siegen der Österreicher über Dumouriez im März 1793 kehrte er dann wieder nach Bonn zurück. Allein die Tage des Kurstaates waren gezählt. Am 2. Oktober 1794 verließ Maximilian Franz mit Tränen in den Augen und mit segnender Hand zum zweitenmal die Residenzstadt, die er nie mehr wiedersehen sollte. Infolge des wechselnden Kriegsglückes war in den folgenden sechs Jahren bis 1800 das Leben des Kurfürsten ein fortwährendes Hin und Her, lauter Reisen aus einer Stadt in die andere. Zunächst hatte er sich Ende 1794 nach Arnheim begeben; dann von hier über Mainz, Frankfurt, Schwetzingen, Heidelberg nach Mergentheim, wo er in der Hauptsache während des ganzen Jahres 1795 verblieb. 1796 war er meist in Leipzig, 1797 wieder in Mergentheim und Frankfurt, ebenso 1798 in Frankfurt, wo er viel im ‚Roten Hause' wohnte, meist aber im ‚Deutsch-Ordenspalast' vor der Stadt. 1799 reiste er nach Ellingen, einem Städtchen zwischen Nürnberg und Ingolstadt, wo sich ebenfalls ein Deutsch-Ordenshaus befand. Ende April des Jahres 1800 kehrte er zurück nach Wien mit Floret, Asbeck und Wrede. Foelix war in Ellingen geblieben, wohin der Kurfürst noch mehrere Briefe an ihn richtete und in steter Korrespondenz mit ihm blieb. Sie sind leider vorloren gegangen, wie sich denn auch im Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv nach Mitteilung des dortigen Direktors keiner der Briefe des Kurfürsten an seinen ehemaligen Sekretär Foelix mehr vorfindet. Auffallenderweise wird auch in dem größeren Werk des Privatdozenten Max Braubach, Bonn, über den letzten Kölner Kurfürsten dessen Geheimsekretär Foelix nur einmal als ‚Vorleser' erwähnt (S. 307), augenscheinlich aus dem Grunde, weil dem Verfasser nur die Briefe des Kurfürsten an den münsterischen Geheimen Referendar Druffel und jene an den Geheimen Kabinettsekretär Floret zur Verfügung gestanden haben. Eine ganze Reihe von Briefen des Kurfürsten an Foelix, große Oktavbogen mit anhängenden Siegeln, befanden sich lange Zeit im Besitz der Familie Foelix, sind aber verloren gegangen. Floret wurde später kaiserlich österreichischer Diplomat in Holland und Paris und erhielt von Kaiser Franz um 1815 den Adel. Noch im Jahre 1800 war Foelix seinem Herrn nach Wien nachgefolgt, wo dieser fast immer krank lag. Er hatte in Wilhelmsbad Erholung gesucht, siedelte jedoch 1801 nach Hetzendorf bei Schönbrunn über, wo er am 26. Juli 1801 starb. Schon in Wien hatte der Verstorbene für die Zukunft seines Geheimsekretärs Foelix gesorgt, indem er ihm die Stelle als Erzieher der Enkelkinder der Kaiserin Maria Theresia bei Hof verschaffte. Hier aber lernte Foelix eine Hofdame kennen und fühlte sich so zu ihr hingezogen, daß er sich mit ihr verlobte und, jedenfalls noch mit Unterstützung des Kurfürsten, um Dispens von seinen priesterlichen Gelübden in Rom einkam und dieselbe allem Anschein nach auch erlangte. Es sind keine Akten darüber mehr vorhanden, und auch der Name der Hofdame ist uns nicht bekannt. Durch deren Vermittelung aber wurde ihm eine hohe Stelle bei Hof angeboten, die er jedoch,

vielleicht um die Liebe seiner Verlobten zu prüfen, ausschlug. Daraufhin wandte sich die Braut in der Tat von ihm ab, und die hierdurch erlangte Erkenntnis, daß sie in ihm nicht die Person, sondern nur seine Karriere gesehen und geliebt hatte, empörte ihn so, daß er den Hof verließ und wieder nach Ehrenbreitstein zurückkehrte. Die Eltern lebten damals noch und wohnten in der Kastorgasse zu Koblenz; sein alter Vater, der hochbegabte ehemalige Hofkunstmaler, malte den Sohn noch einmal, und dieses Bild, aus dessen Augen viel traurige Lebenserfahrung spricht, ist uns erhalten geblieben. Es ist 1802 gemalt; noch im nämlichen Jahre siedelte der ehemalige Geheimsekretär nach Niedersaulheim bei Mainz, wo er nunmehr den ganzen Rest seines Lebens verbrachte. Die auffallende Wahl dieses Ortes dürfte auch noch auf den Kölner Kurfürsten zurückzuführen sein. Dieser war Hochmeister des Deutschen Ritterordens gewesen und Nachfolger des Deutschmeisters Karl von Lothringen. Letzter Ratsgebietiger dieser Ballei Lothringen aber war Wilhelm Ludwig Freiherr von Dienheim, der als kurtrierischer Obristleutnant und Kammerherr zu Ehrenbreitstein wohnte, wo er auch 1812 gestorben ist. Das Geschlecht derer von Dienheim stammte aus Kurhessen, wo sich auch noch ein Dorf Dienheim befindet, und dieses Geschlecht hatte seit uralter Zeit die Gerichtsbarkeit in Niedersaulheim und bedeutende Güter daselbst. So mag Foelix nicht nur durch die Korrespondenz des Kurfürsten, sondern 1802 auch durch seinen Ehrenbreitsteiner Aufenthalt mit dem genannten Freiherrn bekannt geworden sein und in dieser Zeit der allgemeinen Unsicherheit von dessen Familie ein Haus in Niedersaulheim billig haben erstehen können. Wir wissen, daß er schon 1802 dorthin gekommen ist, dann aber im folgenden Jahre auch seinen Freund, den früheren Bonner geistlichen Professor Neeb dorthin gezogen hat. Die Franzosen hatten an Stelle der eingegangenen Universität in Mainz 1897 eine Zentralschule errichtet, an welcher Neeb Professor der Philosophie geworden war. Als aber Napoleon diese Schule 1803 in ein Lyzeum umwandelte, an dem Philosophie nicht gelehrt wurde, verlor Neeb seine Stelle als einziger unter seinen Kollegen und erhielt auch keine Pension. Es war dies ein hartes Jahr für ihn, zumal er sein priesterliches Kleid abgelegt, den geistlichen Stand verlassen und sich bürgerlich hatte trauen lassen. Durch Vermittelung von Foelix kam er nun nach Niedersaulheim, wo er ebenfalls ein Haus des Grafen Dienheim erstand und nun gleichzeitig mit Foelix anfing, Landwirtschaft zu treiben. Das geschah nicht ohne Erfolg; schon im ersten Jahr wählten ihn seine Mitbürger zum Bürgermeister von Niedersaulheim, und er verwaltete dieses Amt nunmehr 38 Jahre lang ununterbrochen fast bis zu seinem Tode. Als die landständige Verfassung im Großherzogtum Hessen eingeführt wurde, wählte ihn der Kanton Wöllstein in den Jahren 1820, 23 und 26, der Kanton Wörrstadt im Jahre 1832 zu seinem Vertreter. Foelix lag die ruhige landwirtschaftliche Arbeit weniger; wohl mußte er sein Gut bebauen; doch betätigte er sich daneben noch als Kaufmann und Lieferant, wie er denn auch im Sterberegister nicht als Landwirt, sondern als Kaufmann bezeichnet ist. Auch er vermählte sich am 1. Oktober 1803 mit der Anna Maria Kippenberger aus Ober-Ingelheim, geboren daselbst am 22. August 1783. Sie schenkte ihm sieben Kinder, sechs Knaben und eine Tochter. Keinem seiner Kinder gab Foelix die Erlaubnis,

zu studieren, noch viel weniger, sich um ein Amt bei Hof oder bei der Regierung zu bemühen. Dennoch studierte der älteste Sohn Johann (geboren an 21. Oktober 1804) heimlich und wurde Apotheker in Mainz. Des Sohnes Wilhelm (geboren am 29. März 1808) Pate war der verwandte Kuratgeistliche Wilhelm Foelix in Windesheim bei Kreuznach, der als Pfarrer von Stromberg gestorben ist. Noch heute leben gar manche Nachkommen des Geheimsekretärs im Hessischen, denen außer dem katholischen Pfarramt in Niedersaulheim der Verfasser dieses viele der vorstehenden Mitteilungen verdankt.

Man glaube jedoch nicht, die beiden ehemaligen Bonner Gelehrten Dr. Neeb und Foelix in Niedersaulheim hätten mit den neuen Berufen aller wissenschaftlichen und künstlerischen Tätigkeit entsagt. Im Gegenteil: jetzt erst begann auf diesen Gebieten ein erneutes reges Schaffen, und es ist erstaunlich, welche Kenntnisse z. B. auch Foelix in allem entwickelte. Was zunächst seine schriftstellerische Tätigkeit betrifft, so finden sich Aufsätze und Abhandlungen von ihm im „Rheinischen Archiv für Geschichte und Literatur" von N. Vogt und Weitzel, so u. a.: „Über die Herrschaft der Jesuiten in Californien", deren Wirken daselbst mit anerkennenden Worten geschildert wird; ferner „Beiträge zu einer Galerie der Rheingegenden"; „Wie soll man übersetzen?" — „Über eine Stelle bei Ammianus Marcellinus"; ein „Aktenstück über die letzten Bemühungen der Jesuiten, ihren Orden wieder öffentlich einzuführen"; — „Versuch einer näheren Bestimmung der beiden Stellen, wo Cäsar über den Rhein gegangen ist"; — „Wernher, Erzbischof von Trier"; u. a. m. In den Jahren 1827—29 finden sich in der Mainzer Zeitschrift „Die Ameise" wenigstens 13 Abhandlungen von ihm; 1840 im „Rheinland" zwei Aufsätze: „Der moderne Midas und der alte Mozart"; 1824/25 im „Rhenus" eine ganze Reihe von Charaden, 1823 zwei Aufsätze im „Spiegel" über ‚Naturhistorische Merkwürdigkeiten' — und über ‚Die Verdrießlichkeit'. In den Bänden 46—49 und Bd. 61 des „Katholik" finden sich eine ganze Reihe von Rezensionen mit ‚F' gezeichnet, die höchst wahrscheinlich auch von Foelix stammen. Er muß ein guter Kenner der spanischen Sprache gewesen sein.

Auch auf dem Gebiete der Dichtkunst und der Musik war Foelix sehr bewandert. Sein lateinisches Gedicht „Die Brücke" ist uns noch erhalten; ferner seine freie deutsche Übersetzung des ‚Gaudeamus igitur', vor allem aber Schriften aus dem Gebiet der Dramaturgie, auf dem er sich auch selbst versuchte. Es liegt noch ein Operntext von ihm vor: „Der Deutsche in Peru", eine Umarbeitung von P. Winters „Unterbrochenes Opferfest"; ferner gedruckte Kritiken zu der Aufführung des ‚Grandprofoß' im Theater an der Wien am 21. September 1801, und eine 16 Seiten fassende Kritik der Aufführung des ‚Axur' von Salieri zu Frankfurt a. M. am 9. Januar 1799. Mozart, der schon am 5. Dezember 1791 zu Wien gestorben war, hatte Foelix persönlich nicht mehr kennen gelernt; mit dessen Witwe aber wurde Foelix bekannt, und in seinem Operntext zu dem ‚Teutschen in Peru' findet sich folgende Notiz von seiner Hand: „Schon im Jahre 1801 hatte Madame Mozart in einem Gespräch den Wunsch gegen mich geäußert, ihres Gatten ‚Don Juan' einen besseren Text untergelegt

zu sehen. Ich versuchte es auch zu verschiedenen malen, aber die eigensinnige Musik zu dem Wirrwarr des Schauspiels machte mir jeden Plan zunichte." Foelix hatte also zweifellos die Handschrift Mozarts zum ‚Don Juan' von Frau Konstanze Mozart erhalten. Er schenkte sie im Jahre 1834 einem befreundeten Arzt Dr. Carl Christian Wagner zu Nieder-Olm in Rheinhessen; doch zeigte sich später, daß es nur noch ein Teil der Handschrift war. (Allg. Musikzeitung, Berlin, 38. Jahrg. Nr. 7, S. 185).

Handschriftlich hinterließ Foelix eine ganze Reihe von Notenabschriften, wie ‚Mozarts Totenfeier' von Cannabich, Klavierauszug, Arien und Duette aus der ‚Hochzeit des Figaro' u a. m. Schriftstellerisch arbeitete er später, wie auch seine ehemaligen Gymnasiallehrer in Koblenz, an einer ‚Geschichte der Menschheit'. Die Handschrift des Barons von Reiffenberg über ‚Altertümliches aus Sayn', die nach Strambergs Rhein. Antiquarius (II, 2, 535) auch im Druck erschienen ist, dürfte das vom Sayner Oberamtmann v. Reiffenberg selbst geschriebene Original darstellen. Manch wertvolles Material, auch für die Zeitgeschichte wichtig, aus dem Nachlaß von Foelix dürfte jedoch verloren gegangen sein. Sehr interessant ist, daß Foelix sich in Niedersaulheim fast zeitlebens mit der Verschönerung des katholischen Gottesdienstes befaßte und sein musikalisches Talent in den Dienst dieser guten Sache stellte. Er hat im Jahre 1830 bei Du Mont-Schauberg in Köln ein katholisches Gesang- und Gebetbuch herausgegeben, betitelt: „Gebete und Gesänge beim katholischen Gottesdienste. Nebst Beicht- und Kommuniongebeten. Mit Genehmigung des Hochwürdigen Erzbischöflichen Generalvikariates zu Köln." Texte und Melodien, die freie auch metrische Übersetzung der biblischen Psalmen, die Übersetzungen der Gebete aus dem römischen Missale sind alles Originalwerke des Verfassers. Nur vier Lieder, aber auch diese mit vielen Veränderungen hat er dem alten Salzburger Gesangbuch entnommen, so das Lied „Deinem Heiland deinem Lehrer" und „Herr, großer Gott, dich loben wir" u. a. Daß sich Foelix schon seit Jahren mit dieser Materie befaßt hatte, ersieht man aus dem Umstand, daß in einer 1814 zu Kreuznach erschienenen Sammlung von Kirchenliedern eine ganze Reihe dieser Lieder von Foelix stammen, sowohl in Text als Melodie, wo sie ohne dessen Wissen und ohne dessen Einwilligung gedruckt worden waren. Das obengenannte Gesang- und Gebetbuch ist aber längere Jahre in der Erzdiözese Köln in Gebrauch gewesen. Die Melodien zu den Liedern sind eigens erschienen in einem lithographierten Heft; sie sind gut sangbar und entsprechen dem Geschmack der damaligen Zeit, aus der wir ja auch heute noch das „Hier liegt vor deiner Majestät" in unsern Gesangbüchern haben. Foelix hatte großes musikalisches Talent und spielte vorzüglich Klavier, wohl eine Veranlagung von seiten der Mutter, die 40 Jahre Hofsängerin am kurtrierischen Hof gewesen und in Mannheim vorgebildet war.

Über die dem ehemaligen kurfürstlich-kölnischen Geheimsekretär von Jugend auf innewohnende tiefreligiöse Gesinnung und seine in späteren Jahren wiedergewonnene echt katholische Glaubensüberzeugung ist kein Zweifel. Man darf sicher sein, daß auch sein Freund, Professor Neeb, durch ihn wieder zum katholischen Glauben seiner Jugendzeit zurückgeführt wurde. Gerhard Jentgens sagt in seiner 1922 erschienenen Dissertation „Über den philosophischen Entwickelungsgang des Johannes Neeb"

(Schwann, Düsseldorf): „Was Aufklärertum, was Kant, was Fichte, Hume und Schulze nicht vermochten, das erzielten die Enzyklopädisten Frankreichs: Neeb entsagte dem Christentum, in dessen Dienst er sich 1793 als Priester gestellt hatte... Daß aber Neeb so schnell dem Materialismus wieder entsagte, wird zurückzuführen sein auf den Einfluß, den seine Freunde auf ihn gewannen. Er trat wieder öffentlich für den Katholizismus ein, und in der Einsamkeit seines ländlichen Aufenthaltes fand er die christ-katholische Religion wieder." Dem Freunde Foelix ist es zweifellos zuzuschreiben, daß Neeb nicht nur aus der Loge austrat, sondern auch — nach einem Aktenstück des Niedersaulheimer Pfarramtes vom 8. Oktober 1825 — nach dem Tode seiner Frau sich öffentlich wieder in die Kirche aufnehmen ließ, päpstliche Absolution erlangte und als überzeugter Katholik am 13. Juni 1843 zu einem besseren Leben hinüberging. Foelix und Neeb hatten sich im Laufe der Jahre so innig befreundet und ergänzten sich auch wissenschaftlich einander so sehr, daß einer ohne den andern kaum leben konnte. Da zudem Foelix stets sehr nervös gewesen und in den letzten Jahren völlig erblindet war, konnte er den Tod des Freundes kaum verwinden. Er überlebte ihn auch nicht lange und starb schon am 29. Mai 1845. Wie Neeb, so liegt auch er in Niedersaulheim begraben; sein Grabstein zeigt folgende Inschrift: „Hier ruht in Frieden Heinrich Foelix, Geheimer Sekretär des letzten Kurfürsten von Köln, geboren zu Ehrenbreitstein am 3. November 1770, gestorben am 29. Mai 1845. Er starb versehen mit den heiligen Sterbesakramenten der katholischen Kirche. Der Eintrag im kirchlichen Sterberegister lautet: „29./31. Mai 1845: Henricus Foelix, civis et mercator, maritus superstitis conjugis Annae Mariae natae Kippenberger, rite provisus, aetate 74 ½." Seine Gemahlin folgte ihm im Tode am 1. Mai 1858 und liegt an seiner Seite beerdigt. Die Nachkommen des Hofkunstmalers Foelix und seines vorbeschriebenen Sohnes Heinrich Foelix leben heute noch in Niedersaulheim, Darmstadt, Wiesbaden, Nußdorf in Oberbayern und Mainz.

48. GENERAL-VERSAMMLUNG DER GÖRRES-GESELLSCHAFT IN TRIER 1934

Vorläufige Tagesordnung: Samstag, 1. September: 20 Uhr: Zwanglose Zusammenkunft der Mitglieder und Teilnehmer im Weißen Saale des Katholischen Bürgervereins. — **Sonntag, 2. September:** 9 Uhr 20: Pontifikalamt im Hohen Dom. 11 Uhr 15: Eröffnungssitzung (zugleich erste geschäftliche Mitgliederversammlung) in der Aula des Hindenburg-Gymnasiums. 15 Uhr: Beiratssitzung. 16 Uhr 30: Besichtigung der Stadt. 20 Uhr 30: Trierer Abend im großen Saal des Katholischen Bürgervereins: Lichtbildervortrag von Prof. Dr. Irsch. — **Montag, 3. September:** 8 Uhr: Seelenmesse für die verstorbenen Mitglieder, zelebriert vom Hochwürdigsten Herrn Weihbischof Dr. Antonius Mönch. 9—12 Uhr: Allgemeine Vorträge im Priesterseminar. 15—18 Uhr: Sektionssitzungen im Priesterseminar. 20 Uhr: Vortrag des Hochwürdigsten Herrn Bischofs Dr. A. Hudal über den deutschen Anteil am Geistesleben Roms. — **Dienstag, 4. September:** 8—11 Uhr: Sektionssitzungen. 11 Uhr: Zweite Mitgliederversammlung. 15—18 Uhr: Sektionssitzungen. — **Mittwoch, 5. September:** Fahrt nach Echternach; hier Vortrag und gemeinsames Mittagessen. — **Vorträge: A. Gemeinsame Vorträge:** Prof. Steinbach, Bonn: Das

Volk im westdeutschen Grenzkampf. — Geh. Rat Prof. Eichmann: Der Strafzweck im kirchlichen Recht und die deutsche Strafrechtsreform. — Dr. Peter Dörfler, München: Dichtung als Volksgeschichte. — **B. Vorträge in den einzelnen Sektionen: 1. Philosophische Sektion:** Prof. Honecker, Freiburg: Der Weltanschauungsbegriff. — Prof. Wust, Münster: Sinn und Bedeutung der Existenzialphilosophie. — Prof. Baur, Breslau: Die Form der wissenschaftlichen Kritik bei Thomas von Aquin. — Prof. Jos. Lenz, Trier: Nikolaus von Cues und die Zeitenwende. — Prof. Weiler, Trier: Don Bosco und die Präventivpädagogik. — Dr. Brunnengräber, Münster: Die pädagogische Ganzheitsidee. — **2. Naturwissenschaftliche Sektion:** Prof. Konen, Godesberg: Die Atomvorstellung in der neueren Experimentalphysik. — **3. Historische Sektion:** Geh.-Rat: Schulte, Bonn: Trier in raumpolitischer Betrachtung. — Priv.-Doz. Spörl, Freiburg: Gregor der Große und die Antike. — Prof. Funk, Freiburg: Unsere Beschäftigung mit dem Mittelalter. Ihr Sinn und ihre aktuellen Aufgaben. — **4. Sektion für Altertumskunde:** Prof. Keune, Trier: Die Religion in den Trierer Landen beim Auftreten des Christentums. — Dr. Steinhausen, Trier: Das Siedlungsbild des Trierer Landes beim Uebergange in die Merowingische Zeit. — Baurat Kutzbach, Trier: Das neue Trierer Ausgrabungsbild. — Prof. Schuler, Trier: Die Legende von der Gründung Trierischer Kirchen durch Schüler des heiligen Petrus. — Prof. Pieper, Paderborn: Urkirche und Staat. — Prof. Andres, Bonn: Mithrasdenkmäler der Rheinlande. — Prof. Allgeier, Freiburg: Zwei Bibelhandschriften aus Cues. — **5. Rechts- und staatswissenschaftliche Sektion:** Priv.-Doz. K. Hofmann, München: Die Gewaltenteilung im kanonischen Recht (im Vergleich mit neueren Staatslehren). — Rechtsanwalt Dr. Lenz, Köln: Die zivilrechtliche Verantwortung der Geistlichen. — **6. Sozial- und wirtschaftswissenschaftliche Sektion:** Dr. F. J. Schöningh, München: Karl Ludwig Bruck. Ein Leben für Mitteleuropa. — Prof. Dr. Gundlach S.J., Berlin: Das Wesen der Wirtschaftsgesetze. — **7. Kunstwissenschaftliche Sektion:** Prof. Fuchs, Paderborn: Zum Problem der Externsteine. — Prof. Irsch, Trier: Eigenart der Baukunst im Erzstift Trier. — Gymnasialdirektor Dr. Götzinger, Echternach: Die kunstgeschichtliche Bedeutung der Echternacher Miniaturschule. — **8. Literaturwissenschaftliche Sektion:** Prof. Koch, Breslau: Das Problem Meister Eckhart. — Änderungen und Ergänzungen vorbehalten. — **Anmeldungen** möge man bis spätestens zum 20. August an den Ortsausschuß richten.

Trier, im August 1934.

Für den Vorstand: Geh. Rat Prof. Dr. H. Finke, Präsident.
Für den Ortsausschuß: Prof. Dr. Joh. Lenz.

BÜCHERBESPRECHUNGEN

PHILOSOPHIE

Einleitung in die Metaphysik. Von Siegfried Behn. Gr. 8°. XVI und 328 S. Preis geh. Mk. 6.80; geb. Mk. 9.40. Verlag Herder, Freiburg i. Br. 1933.

Sowohl jene, die das in der Vergangenheit erarbeitete metaphysische Gedankengut einer Neubegründung, Erweiterung und Bereicherung nicht für fähig halten, als auch jene, die es einer solchen nicht für bedürftig halten sollten, werden durch diese Einleitung in die Metaphysik eines Besseren belehrt. Ohne sich jetzt schon an ein zeitgemäßes, abgerundetes neues System der Metaphysik zu wagen, legt Behn doch schon mit großer Vorsicht, Gedankenschärfe und Forscherfreude ein tiefes, weitreichendes und sicheres Fundament dazu. Erst entwickelt er die ihm nötig erscheinenden Uraxiome oder Vor-Sätze seiner wissenschaftlichen Untersuchung und weist die Urgegenstände in ihrer Ordnung und in ihren Wechselbeziehungen auf. Nach einer großzügigen Abrechnung mit der Skepsis des 20.

Jahrhunderts und weiteren kritischen Voruntersuchungen kann er dann an die Grundprobleme der Metaphysik herantreten: Wahrheit, Schein, Kraft, All, Leben, Seele, Freiheit, Gott. Für jeden ist es interessant und lehrreich, einem sowohl in der Überlieferung wie in der modernen Wissenschaft gleich bewanderten Gelehrten bei seinem Ringen mit diesen alten und ewig neuen Problemen zu folgen, bis zum letzten Ausblick nach dem Sinne des Menschenlebens und der Geschichte, über denen er Christus in seinem Leid und seiner Glorie aufleuchten läßt.

Aufstiege zur Metaphysik heute und ehedem. Von Bernhard Jansen S. J. Gr. 8°. VIII u. 538 S. Preis geh. Mk. 5.60; geb. Mk. 6.40. Verlag Herder, Freiburg i. Br. 1933.

Liegt die Stärke Behns darin, zu den metaphysischen Problemen selbst in geistreicher Weise neugestaltend Stellung zu nehmen, so versteht es P. Jansen besonders, in großen Zügen die Entwicklung der philosophischen Ideen zu verfolgen und in klarer Übersichtlichkeit die Denker und Systeme der Vergangenheit und Gegenwart zu zeichnen. In einer Zeit, die wohl einen starken Willen und ein eifriges Ringen nach Metaphysik zeigt, aber doch noch arm ist an eigenen philosophischen Errungenschaften, ist man dankbar für Orientierung über Inhalt, Eigenart, Wert und Bedeutung der scholastischen und neuzeitlichen Metaphysik, um die so erarbeitete Substanz dem eigenen Denken und Leben nutzbar machen zu können. Jansen weist die wichtigsten Wege und Irrwege auf, die man bei der Suche nach dem Sein in alter und neuer Zeit gegangen ist, sie richtend an seinem Ideal scholastischer Metaphysik. Daß er nicht allen ganz in gleichem Maße vertraut und gerecht gegenüber steht, ist verständlich.

Das Gesetz der Ursache. Untersuchungen zur Begründung des allgemeinen Kausalgesetzes. Von Dr. Joseph Geyser, o. ö. Professor der Philosophie in München. Gr. 8°. 164 S. Preis brosch. Mk. 6.50; Leinen Mk. 8.80. Verlag Ernst Reinhardt, München.

Der Münchener Philosoph, der sich bekanntlich mehrfach, zuletzt hauptsächlich in der Schrift „Das Prinzip vom zureichenden Grunde" (Regensburg 1930) zum Kausalproblem geäußert hat, nimmt hier erneut zum ganzen Fragenkomplex eingehend Stellung. Seine Versuche zur zureichenden Begründung des allgemeinen Kausalgesetzes bewegen sich auf drei Wegen, von denen zwei schon früher vertreten wurden, nämlich die aus der Erfahrung der Naturgesetzlichkeit und aus der Reflexion in das unmittelbare Kausalerlebnis. In dem dritten erblickt der Verfasser ein vollkommen neues Argument, dessen Entdeckung am 23. Januar 1932 für ihn ein beglückendes Erlebnis gewesen sei. Es gründet auf der Annahme, daß zum Wesen des kontingenten Seins und des Nichtseins die zeitliche Dauer, das Beharren gehöre und daß eine Grenzsetzung dieser Dauer im Entstehen oder Vergehen einen äußeren Grund, eben eine Ursache haben müsse. Dieser wie auch die beiden andern Beweisversuche Geysers entgehen wohl ebensowenig dem Schicksal der zersetzenden Kritik des letzten Jahrzehnt, das dieser so vielen „Beweisen" anderer bereitet hat und auch hier bereitet. Am sichersten wird man das in seiner Geltung von niemand ernstlich bezweifelte Prinzip in seiner unmittelbaren Evidenz beruhen lassen und in den Beweisversuchen das begreifliche Verlangen und löbliche Bemühen sehen, die Evidenz in andern Formulierungen einleuchtender zu machen. Dabei wird man die tiefen, sachlichen und anschaulichen Überlegungen Geysers nicht gering werten dürfen.

Die Kunst des Denkens. Ein Buch für jedermann. Von Ernst Dimnet. Übertragen und bearbeitet von Klothilde T. Schweiger. Mit einem Nachwort von Privatdozent Dr. Erich Voegelin. 8°. XIV und 300 S. Preis kart. Mk. 4.—; Leinen Mk. 4.60. Verlag Herder, Freiburg i. Br. 1932.

Wer hinter diesem Titel etwa ein Lehrbuch der Logik vermutete und sich daher verständlicherweise nur mit einem gewissen Unbehagen daran wagte,